

## Christoph Classen

### Vom Anfang im Ende: „Befreiung“ im Rundfunk

<http://dx.doi.org/10.14765/zsf.dok.1.1058>

Reprint von:

Christoph Classen, Vom Anfang im Ende: „Befreiung“ im Rundfunk, in: Geschichte als Herrschaftsdiskurs. Der Umgang mit der Vergangenheit in der DDR, herausgegeben von Martin Sabrow, Böhlau Köln, 2000 (Zeithistorische Studien. Herausgegeben vom Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. Band 14), S. 87-118

Copyright der digitalen Neuausgabe (c) 2017 Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam e.V. (ZZF) und Autor, alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk wurde vom Autor für den Download vom Dokumentenserver des ZZF freigegeben und darf nur vervielfältigt und erneut veröffentlicht werden, wenn die Einwilligung der o.g. Rechteinhaber vorliegt. Bitte kontaktieren Sie: <[redaktion@zeitgeschichte-digital.de](mailto:redaktion@zeitgeschichte-digital.de)>



Zitationshinweis:

Christoph Classen (2000), Vom Anfang im Ende: „Befreiung“ im Rundfunk, Dokserver des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam,  
<http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.1.1058>

Ursprünglich erschienen als: Christoph Classen, Vom Anfang im Ende: „Befreiung“ im Rundfunk, in: Geschichte als Herrschaftsdiskurs. Der Umgang mit der Vergangenheit in der DDR, herausgegeben von Martin Sabrow, Böhlau Köln, 2000 (Zeithistorische Studien. Herausgegeben vom Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. Band 14), S. 87-118

# Zeithistorische Studien

Herausgegeben vom Zentrum für  
Zeithistorische Forschung Potsdam

Band 14

Herrschaftsstrukturen und Erfahrungsdimensionen  
der DDR-Geschichte, Band 3

Martin Sabrow (Hg.)

# Geschichte als Herrschaftsdiskurs

Der Umgang mit der Vergangenheit  
in der DDR



2000

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

ZZF 10845 (H38 ZCF)

Zentrum für  
Zeithistorische Forschung e.V.  
Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**Geschichte als Herrschaftsdiskurs :**

Der Umgang mit der Vergangenheit in der DDR / Martin Sabrow (Hg.). –  
Köln ; Weimar ; Wien : Böhlau, 2000

(Herrschaftsstrukturen und Erfahrungsdimensionen der DDR-Geschichte ; Bd. 3)  
(Zeithistorische Studien ; Bd. 14)

ISBN 3-412-13798-7

© 2000 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagabbildung: Willy Colberg, Thälmann im Hamburger Aufstand, 1954  
(DHM Berlin)

Druck: MVR-Druck, Brühl

Bindung: Buchbinderei Schaumann, Darmstadt

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier

Printed in Germany

ISBN 3-412-13798-7

# Inhalt

## MARTIN SABROW

Einleitung: Geschichtsdiskurs und Doktringesellschaft .....	9
Die Diktatur des Diskurses .....	11
Herrschaftsdiskurs und Diskursherrschaft .....	18
Konturen der historischen Sinnwelt im Realsozialismus .....	21
Zu den Beiträgen dieses Bandes: Untersuchungsfelder und Fragestellungen .....	30

## THOMAS HEIMANN

Erinnerung als Wandlung: Kriegsbilder im frühen DDR-Film .....	37
Aspekte der Geschichtskultur und -politik in den fünfziger Jahren .....	38
Krieg im deutschen Kino diesseits und jenseits der Grenze .....	41
Der kulturpolitische Streit um die Kriegsliteratur .....	46
Verfilmung einer Kriegserzählung im „Taufwetter“ .....	49
Erfahrungsdimensionen der unmittelbar Beteiligten .....	50
„Harte Schreibweise“ und „Naturalismus“ im Film. Das lange Scheitern des Projekts „Haus im Feuer“ .....	60
Festschreibung des Deutungskanons .....	73
Ein massenwirksames Muster mit zwiespältiger Wirkung: Die Abenteuer des Werner Holt .....	75

CHRISTOPH CLASSEN

Vom Anfang im Ende: „Befreiung“ im Rundfunk ..... 87  
„Befreiung“ statt „Sieg“: Der Befreiungsmythos im Minderheitendiskurs ..... 93  
Die DDR als Resultat der „Befreiung“: Der Gründungsmythos im Herrschaftsdiskurs .... 102  
Systemkonkurrenz statt „Befreiung“: Entkonkretisierung als diskursiver Kompromiß ..... 107  
Differenzierungen des Diskurses ..... 112  
Resümee: „Befreiung“ als Erfahrung diskursiver Gebundenheit ..... 114

SIMONE BARCK

Widerstands-Geschichten und Helden-Berichte

Momentaufnahmen antifaschistischer Diskurse in den fünfziger Jahren ..... 119  
Märtyrer und Illegale ..... 120  
Geschichtspropagandisten und Erinnerungsberichte ..... 130  
Vom Umgang mit „Archivratten“ und „papiernen Dokumenten“ ..... 136  
Empirische Befunde eines jungen Historikers ..... 138  
Eine „populärwissenschaftliche Quellensammlung“ ..... 145  
Helden von der „unsichtbaren Front“ ..... 150  
Der Autor als Historiker ..... 154  
Lesarten und Verständigungsschwierigkeiten ..... 169

SIEGFRIED LOKATIS

Geschichtswerkstatt Zensur ..... 175  
Die „Panne“ ..... 175  
„Verantwortlichkeit“ ..... 179  
Zensur im Alltag ..... 181  
Rütten & Loening als Geschichtsverlag ..... 187  
Große Patrioten ..... 191  
Offizielle Leittexte ..... 195  
Die Auswertung der Großen Sowjetenzyklopädie ..... 200  
Die Begutachtung parteigeschichtlicher Werke ..... 205

Bürgerliche Rudimente .....	213
„Dora meldet“ nicht mehr .....	217
Zensur als verantwortliche Beobachtung .....	222

MARTIN SABROW

Planprojekt Meistererzählung. Die Entstehungsgeschichte des „Lehrbuchs der deutschen Geschichte“ .....	227
Der Auftrag .....	227
Die Vorgeschichte.....	231
Das Resultat .....	237
Der Verfall der Machbarkeitsutopie .....	241
Das Gemeinschaftsideal in der Praxis.....	256
Der Niedergang der Konsensnorm.....	275
Metamorphosen des historischen Herrschaftsdiskurses .....	285

JOACHIM PETZOLD

„Meinungsstreit“ im Herrschaftsdiskurs .....	287
Der doppelbödige Fachdiskurs.....	287
Die politische Stellvertreterfunktion fachlicher Debatten.....	289
Die Entscheidung über den Charakter der Novemberrevolution .....	300
Die Thälmann-Legende .....	307

ANHANG

Abkürzungsverzeichnis .....	315
Literaturverzeichnis .....	319
Autorenverzeichnis .....	329



CHRISTOPH CLASSEN

## Vom Anfang im Ende: „Befreiung“ im Rundfunk

*„Der Staat ist unsichtbar; er muß personifiziert werden, bevor er gesehen werden kann, symbolisiert werden, bevor er geliebt werden kann, imaginiert, bevor er wahrgenommen werden kann.“ (Michael Walzer)*

Rund ein halbes Jahr nach der Gründung der DDR, am 21. April 1950, beschloß die Volkskammer die Einführung von zwei offiziellen Gedenktagen. Zum einen wurde der Gründungstag der DDR, der 7. Oktober, zum Feiertag befördert, zum anderen der Tag des offiziellen Kriegsendes, der 8. Mai.<sup>1</sup> Als sich nur wenige Wochen später dieses Datum zum fünften Mal jährte, wurde somit erstmals der „Tag der Befreiung“ als staatlicher Feiertag begangen. Aus diesem Anlaß brachte der Rundfunk der DDR am Vorabend auf allen Sendern einen Beitrag von Karl Eduard von Schnitzler. Innerhalb der Reihe „Porträt der Woche“ widmete sich Schnitzler an diesem Abend Melitón Kantarija, einem der sowjetischen Soldaten, die auf jenem berühmten Foto zu sehen sind, das sie beim Hissen der roten Fahne auf der Ruine des Berliner Reichstages zeigt.<sup>2</sup> Der Autor begann seinen Beitrag folgendermaßen.<sup>3</sup>

„Vor neun Jahren – 1941 – verließ Melitón Kantarija sein Heimatdorf Bedija. Es liegt im Kaukasus, in Georgien, in der autonomen Republik Abchasien. Er verließ sein Bauernhaus und zog in den Krieg, zog aus, um seine Heimat zu schützen gegen den Überfall, den heimtückischen. Er ging an die Front, vor gen Westen, aber zu unvermittelt war der Überfall, zu geballt die Kraft der Faschisten, als sie schon an der Grenze aufgehalten werden konnte. Bis der Widerstand organisiert, bis das ganze Sowjetvolk bereitstand zum vaterländischen Befreiungskrieg, mussten Melitón Kantarija und seine Kameraden zurückgehen, zäh kämp-

---

1 Vgl. Gesetz über die Einführung der Feiertage „Tag der Befreiung“ und „Tag der Republik“ vom 21.4.1950, in: Gesetzblatt der DDR Nr. 46 vom 28. April 1950, S. 355.

2 Die Szene wurde seinerzeit für das Foto nachgestellt – mit Erfolg: Das Bild wurde zu einer sinnfälligen Ikone für den Zusammenbruch des NS-Regimes und die sowjetische Besetzung Ostdeutschlands. Ein Abdruck findet sich u. a. bei Christoph Kleßmann, *Die doppelte Staatsgründung, Deutsche Geschichte 1945–1955*, Bonn<sup>5</sup> 1991, S. 305.

3 Die folgenden ausführlichen Zitationen scheinen mir ohne Alternative, weniger um dem Leser die inhaltliche Dimension der Erzählung näherzubringen (die ließe sich paraphrasieren), sondern um ihm einen Eindruck von der ästhetischen Gestaltung und den symbolischen Repräsentationen zu vermitteln, aus denen (mehr noch beim gesprochenen Text) das suggestive Potential erwächst.

fend, jedes Dorf, jedes Haus verteidigend, aber dennoch weichend. Bis zur großen Wende, bis Stalingrad. Dann ging es vorwärts. Der heimatliche Kaukasus wurde befreit, die fruchtbare Ukraine. Aber wo auch immer Melitón Kantarija in ein Dorf, in eine befreite Stadt kam, da fand er wenig Menschen, wenig Überlebende; getötet viele, viele verschleppt, alle aber verarmt, ihrer Häuser beraubt, der verbrannten, ihres Besitzes; und ihrer Arbeitsstätten, ihre Schulen, Kraftwerke, Kolchosen, Fabriken und Kohlegruben zerstört.

Und eines Tages überschritt Melitón Kantarija die Grenze seines Vaterlandes, seine Heimat war befreit. Aber noch war der Sieg nicht gesichert. Und so stürmte er weiter mit seinen Kameraden, über die Oder bis an die Spree. Dann kam der Mai 1945, und eine Gruppe Rotarmisten eroberte die Ruine des Reichstages. Der die rote Fahne hißte, Ende und Quittung des Hitlerkrieges – es war Melitón Kantarija. Der georgische Bauer hißte die Siegesfahne, das Mal, das den Sieg über den Faschismus und die Befreiung seines Landes kündete und das Ende des Krieges. Aber genau so wie der weise Staatsmann im Kreml dachte, dachte auch Melitón Kantarija: Er hatte nicht Krieg geführt gegen Deutschland, gegen das Deutsche Volk. Zusammen mit seinen Kameraden gab er denen, die den Krieg gegen sein Vaterland vom Zaun gebrochen, die getötet und geraubt hatten und die nun hungerten und nun selbst zwischen Ruinen standen, Brot, er verteilte Brot, er verteilte Brot ohne Unterschiede an Kinder, Frauen und Männer. Er half, eine Bäckerei einrichten, mit einem Lastauto brachte er Milch in die Stadt. [...]“<sup>4</sup>

Bereits bei oberflächlicher Betrachtung fällt auf, daß der Autor die für einen Rundfunkkommentar typische argumentative oder deskriptive Form vermeidet. Statt dessen dominiert ein narratives Grundmuster, und der Text teilt erkennbar strukturelle Merkmale mit Volksmärchen und ähnlichen fiktionalen Erzählungen: Eine böse Macht, die auffällig abstrakt bleibt, fordert den Helden zum Kampf heraus. Obwohl die Übermacht des Feindes den Kampf zunächst nahezu aussichtslos erscheinen läßt, bleibt der Widerstand des Helden ungebrochen. Auf die mystische Wende folgt so doch noch der Sieg des Guten und die Befreiung von Unglück und Not.<sup>5</sup> Diese klassische Motivfolge erfährt schließlich noch eine Erweiterung durch ein christliches Motiv: Der Held praktiziert übermenschliche Güte gegenüber dem besiegten Feind, indem er nicht nur auf jede Rache und Strafe verzichtet, sondern anscheinend übergangslos in ein Fürsorgeverhältnis eintritt: Er verteilt Brot und Milch<sup>6</sup>, wird zur Quelle des Überlebens für ein Volk, das sich im Angriff auf ihn selbst seiner Lebensgrundlagen beraubt hat.

Auffällig ist auch die Zeichnung der Akteure, allen voran die des Helden: Kantarija löst sich einerseits in einen Prototyp des „Neuen Menschen“ auf, trägt dabei die Züge eines erheblich prominenteren Georgiers (Stalin) und wird so gleichermaßen zur Personifikation der gesellschaftlichen Zielvorstellung eines entwickelten Sozialismus wie der postulierten deutsch-sowjetischen Freundschaft. Kaum weniger stark changiert sein Widerpart: Während

---

4 Deutsches Rundfunkarchiv (DRA), Abt. Berlin, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204–02–01/0039 (Sendemanuskript „Porträt der Woche“, 7.5.1950, Autor: Karl Eduard von Schnitzler.)

5 In Anlehnung an Vladimir Propps Untersuchungen russischer Volksmärchen kann als typische Motivkonstellation von Märchen gelten: Usurpation, Abreise des Helden, Kampf, Sieg einschließlich Vertreibung des Schadensstifters und schließlich Befreiung von Unglück oder Mangel. Vgl. Hannelotte Dorner-Bachmann, *Erzählstruktur und Texttheorie. Zu den Grundlagen einer Erzähltheorie unter besonderer analytischer Berücksichtigung des Märchens und der Gothic Novel*, Hildesheim/New York 1979, S. 559ff.

6 Die Besetzung von Brot und Milch als Symbole für Leben reichen bis in das Alte Testament zurück.

der Angriff auf die Sowjetunion und die Taktik der „Verbrannten Erde“ überwiegend in Passivkonstruktionen beschrieben werden, handelt die Geschichte nach dem Sieg vom nationalen Kollektiv der Deutschen. Letzteres war schon irgendwie verantwortlich (andererseits war es jedoch explizit nicht Kantarijas Gegner), vor allem aber waren die Deutschen nun selbst Opfer, denen geholfen werden mußte.

Die Überführung der Geschichte des Zweiten Weltkriegs und der Anfänge der sowjetischen Besatzungspolitik in eine etablierte „Basiserzählung“<sup>7</sup> verweist ebenso wie der eklektizistische Symbolbezug und die schemenhafte Charakterisierung der Aktanten<sup>8</sup> einerseits auf den dringenden Bedarf des neuen Staates an historischer Legitimation, läßt aber zugleich die Probleme spürbar werden, die jedem Bezug auf Tradition im Nachkriegsdeutschland immanent waren: Die etablierten Traditionen waren weitenteils diskreditiert oder kontaminiert. Es bedurfte daher der Erfindung oder jedenfalls der Durchsetzung neuer, scheinbar historischer Herleitungen der Gegenwartsordnung. Schnitzlers Kommentar kann also als Versuch gelesen werden, eine neue Meistererzählung vom Ablauf und Ende des Zweiten Weltkriegs zu verankern, die zwar nicht offen im Gegensatz zum seinerzeit verbreiteten resignativen Empfinden stand, einen ebenso verlustreichen wie erfolglosen und wohl auch sinnlosen Krieg geführt zu haben, sich jedoch trotzdem eignete, um den neuen Staat als legitimen Ausdruck eines bedeutungsvollen historischen Prozesses erscheinen zu lassen.

Dabei ging es darum, die proklamierte deutsch-sowjetische Freundschaft gewissermaßen in die Vergangenheit zu verlängern und damit eine historische Legitimation für die aktuelle Politik zu liefern. Denn im Gegensatz zur in den vorhergehenden Jahren propagierten Rhetorik einer pluralistisch-demokratischen Ordnung setzte man nun mehr oder minder offen auf das sowjetische Modell und die Einbindung der DDR in den sozialistischen Block. Diesen Richtungswechsel galt es der Bevölkerung zu vermitteln, und so wurde aus dem Symbol der Niederlage ein Symbol der Verbundenheit und Freundschaft mit der Sowjetunion. Indirekt verweist der Text freilich auf Widerstände gegen diese Politik und die Persistenz von Wahrnehmungsmustern, die im „Bolschewismus“ und in „dem Russen“ im wesentlichen den Feind sahen und aus deren Perspektive die DDR kaum mehr als ein sowjetischer Satellitenstaat sein konnte.<sup>9</sup> Schließlich brachte der Text Kriegsende und Nachkriegsordnung in einen untrennbaren Zusammenhang. Die Gründung der DDR erschien in der Kontinuität des Kriegsendes, einer Zäsur, die im kollektiven Empfinden bereits tief verankert war.<sup>10</sup> Der

---

7 Der Begriff meint den Rekurs auf eine klassische, in archaischen Erzählungen tradierte Motivfolge; vgl. Anm. 5.

8 Im Gegensatz zum „Akteur“ verweist der Begriff „Aktanten“ auf die Handlungsrollen, die in den historischen Subjekten lediglich personifiziert sind.

9 Besonders deutlich wird dies in der Schlußsequenz des Beitrags, in der Schnitzler die „Moral“ seiner Ausführungen zusammenfaßt: „So geben Leben, Handeln und Denken dieses Sowjetmenschen aus Abchasien im Kaukasus Antwort auf Grundfragen unserer Zeit, Antwort darauf, warum wir den morgigen Tag als ‚Tag der Befreiung‘ feiern, warum wir morgen in der Republik an den Ehrenmalen der Gefallenen der Sowjetarmee Kränze niederlegen werden, Antwort darauf, wo der Aufbau des neuen menschlichen Lebens am aktivsten und zielstrebigsten in Angriff genommen und durchgeführt wird, Antwort darauf, wo wir unsere Vorbilder und Beispiele und Lehrer zu suchen haben und finden, Antwort schließlich auf die Frage: Wer ist unser bester Freund!“

10 Vgl. Ulrich Herbert, Zur Entwicklung der Ruhrarbeiterschaft 1930 bis 1960 aus erfahrungsgeschichtlicher Perspektive, in: Lutz Niethammer/Alexander von Plato (Hg.), „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Berlin (W)/Bonn 1985, S. 19–52, hier: S. 37.

Staatsgründung sollte damit zugleich historische Bedeutsamkeit verliehen werden, und die fünfjährige Friedenserfahrung konnte mit dem neuen Staatsgebilde identifiziert werden.

Daß dies problemlos gelang, darf bezweifelt werden, denn retrospektiv befremdet die Radikalität, mit der Schnitzler eine Umwertung der verbreiteten Sichtweise versuchte. Wahrscheinlich ist der Beitrag nur vor dem Hintergrund einer tiefen Kluft zwischen der Parteiführung, die als Überlebensstrategie einen unbedingt pro-sowjetischen Kurs verfolgen mußte, und den Einstellungen der Bevölkerungsmehrheit zu verstehen<sup>11</sup>, aber es entsteht ein Eindruck von den Bemühungen, das kollektive Gedächtnis<sup>12</sup> der DDR zu strukturieren. Dafür mußten konkurrierende Deutungen der Vergangenheit, die auf Traditionen oder subjektiven Erfahrungen beruhen konnten, ausgeschaltet oder kanalisiert werden. Die diskursiven Strategien konnten darauf hinauslaufen, Geschichte in ein bekanntes, tief im kollektiven Gedächtnis wurzelndes Narrativ zu kleiden und dabei die normativen Konnotationen auf den Kopf zu stellen. Sie konnten auch versuchen, die anerkannte historische Bedeutung eines Ereignisses auf ein anderes zu übertragen oder Ereignisse symbolisch neu zu besetzen. Immer verweisen sie dabei indirekt auf die vorhandenen Traditionsbestände und die Grenzen der strategischen Implementierbarkeit historischer Deutungen.

Das Beispiel zeigt zum einen, daß in den Massenmedien – anders als etwa in der Geschichtswissenschaft – normalerweise nicht Auseinandersetzungen um die „richtigen“ Deutungen im Vordergrund standen. Statt dessen ging es um die möglichst wirksame Verbreitung kanonisierter, politisch affirmativer Interpretationen von Geschichte. Zum anderen vermittelt das Beispiel eine Anschauung von der besonderen Form, die historische Inhalte (und im weiteren Sinne die Vermittlung von Politik) im Radio annehmen konnten. Schnitzlers Text ist als Zeitungskommentar kaum denkbar. Die Spannung zwischen Textsorte und -struktur würde dort zu augenfällig. Sein suggestives Potential verdankt er zu einem wesentlichen Teil der gesprochenen Form: Nur so entsteht die Aura einer überlieferten Erzählung, deren bekannte Struktur für eine tiefere Wahrheit zu bürgen scheint.

In den modernen Massenmedien treten Merkmale jedweder Kommunikation wie Reduktion von Komplexität, symbolische Verdichtung, Dramatisierung des Stoffes und Aufnahme und Verarbeitung von Stereotypen besonders eindrücklich hervor. Die Medien spiegeln den öffentlichen Diskurs, und an ihren Produkten lassen sich dessen Metamorphosen rekonstruieren. Noch etwas anderes lenkt den Blick gerade auf die medialen Darstellungen: Vor dem Hintergrund der nahezu ubiquitären Verbreitung der Massenmedien und ihres suggestiven Potentials kommt den von ihnen präferierten Stoffen, Argumenten und Formen herausragende Bedeutung zu: Sie strukturieren die Wahrnehmung von „Welt“ in einem Maße, das weit über die eigenen Beiträge hinausreicht. Längst haben sich Radio und Fernsehen zu zentralen Sozialisationsinstanzen der Gesellschaft entwickelt. Für den hier untersuchten Zeitraum gilt das besonders für das Radio: Bis weit in die sechziger Jahre hinein war es in der DDR das verbreitetste Medium überhaupt, und dank der zentralen Organisation fallen

---

11 Dabei spielten die stark eingeschränkte Souveränität der DDR-Regierung, Stalins taktierende, keineswegs stets mit den Interessen der DDR-Führung übereinstimmende Deutschlandpolitik und möglicherweise auch die noch frische Erinnerung an die Konsequenzen vermeintlicher oder tatsächlicher nationaler Absatzbewegungen infolge des jugoslawischen Alleinganges eine Rolle.

12 Vgl. Herfried Münkler, *Das kollektive Gedächtnis der DDR*, in: Dieter Vorsteher (Hg.), *Parteiauftrag: Ein neues Deutschland. Bilder, Rituale und Symbole der frühen DDR*, Berlin 1997, S. 458–468.

regionale Differenzierungen, wie sie in der Zeitungslandschaft zu beobachten sind, kaum ins Gewicht.<sup>13</sup>

Mit dem besonderen Charakter medialer Inszenierungen und ihrer Bedeutsamkeit sind zwei Gründe benannt, sich eingehender mit diesem Gegenstand zu befassen. Dies soll im folgenden in Form eines Längsschnitts für den Zeitraum von 1945 bis 1958 geschehen. Das Thema „Befreiung“ bietet sich dafür insofern an, als es neben dem antifaschistischen Widerstand einen der wichtigsten Ansatzpunkte zur Thematisierung der nationalsozialistischen Vergangenheit im Rundfunk bildete. Es bezog sich einerseits auf ein relativ konkretes historisches Ereignis, andererseits war damit das allgemeinere Thema „Antifaschismus“ verbunden. Nicht zuletzt deshalb dürfte es zum Gegenstand intensiver symbolpolitischer Bemühungen geworden sein.<sup>14</sup>

An der instrumentellen Nutzung der Medien in der DDR zur Absicherung von Herrschaft der Partielite sind auch nach dem Zusammenbruch des Staates kaum Zweifel aufgekommen. Ganz anders ist es allerdings um den Glauben an die Wirksamkeit der Propaganda bestellt. Nicht selten wird diese nun – gewissermaßen vom Ende her gedacht – retrospektiv als wirkungslos oder gar kontraproduktiv eingeschätzt.<sup>15</sup> Dem ist sicher dann zuzustimmen, wenn Medienwirkung einfach im Sinne einer Manipulation verstanden wird, an deren Ende die lineare Übernahme von Positionen der Machtelite durch die Bevölkerung stand.<sup>16</sup> Auf einer anderen Ebene ist dagegen nicht von vornherein anzunehmen, daß die mediale Selbstinszenierung der DDR völlig ohne Wirkung geblieben ist, auch wenn damit noch keineswegs gesagt sein soll, daß sie stets im intendierten Sinne erfolgreich war: Gemeint ist die Prägung historischer Wahrnehmung nicht allein auf der Ebene kognitiver Interpretationen, sondern in der vor-bewußten Besetzung von Symbolen, der Etablierung von Wahrnehmungsrastern, Argumentationsfiguren und daraus erwachsender Handlungsoptionen.

Noch mehrere Jahre nach dem Ende der DDR 1990 unterscheidet sich jedenfalls das Geschichtsbewußtsein in den östlichen Bundesländern von demjenigen in der alten Bundesrepublik so stark, daß die Meinungsforscherin Elisabeth Noelle-Neumann sich an einen Ausruf des französischen Renaissance-Philosophen Michel de Montaigne erinnert fühlte: de Montaigne hatte einst nach dem Wert einer Wahrheit gefragt, die diesseits der Berge eine Wahrheit sei und jenseits der Berge ein Irrtum.<sup>17</sup> In einer Befragung aus dem Jahre 1995

---

13 Vgl. zur Organisation des DDR-Rundfunks: Daniela Münkler, Produktionssphäre, in: Adelheid v. Saldern/Inge Marbolek (Hg.), *Zuhören und Gehörtwerden (II). Radio in der DDR zwischen Lenkung und Ablenkung*. Tübingen 1998, S. 45–170; zur Zentralisierung zu Beginn der fünfziger Jahre: Konrad Dussel, *Die Sowjetisierung des DDR-Rundfunks in den fünfziger Jahren. Die Organisation des Staatlichen Rundfunkkomitees und seine Leitungstätigkeit*, in: *ZfG* 45 (1997), 11, S. 992–1016.

14 Während das weitere Thema „Antifaschismus“ mittlerweile schon Gegenstand zahlreicher Abhandlungen war (vgl. z. B. die Beiträge in Claudia Keller (Hg.), *Die Nacht hat zwölf Stunden, dann kommt schon der Tag. Antifaschismus – Geschichte und Neubewertung*, Berlin 1996), ist auf den Topos der „Befreiung“ meines Wissens bisher nur cursorisch Bezug genommen worden. Vgl. jedoch nun (mit Schwerpunkt auf der Entwicklung seit 1985) Jan-Holger Kirsch, *„Wir haben aus der Geschichte gelernt“*. Der 8. Mai als politischer Gedenktag in Deutschland, Köln u. a. 1999.

15 Vgl. z. B. Stefan Wolle, *Die heile Welt der Diktatur, Alltag und Herrschaft in der DDR 1971–1989*, Bonn 1998, S. 70.

16 Implizit oder explizit gehen ältere, von der Totalitarismustheorie inspirierte Untersuchungen gleichermaßen wie die auf Lenin zurückgehende sozialistische Medientheorie von einer derartigen Medienwirkung aus.

17 Das geteilte Geschichtsbewußtsein, in: Elisabeth Noelle-Neumann/Renate Köcher (Hg.), *Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1993–1997*, München 1997, S. 505–507, hier S. 505. Vorbehalte gegen die



antworteten auf die Frage, wer im Zweiten Weltkrieg die entscheidende Rolle beim Sieg über den Faschismus gespielt habe, 69 Prozent der Westdeutschen „die USA“, aber 87 Prozent der Ostdeutschen „die Sowjetunion“. <sup>18</sup> Dem Diktum, es handle sich um einen „Freudentag“, stimmten deutlich mehr Ost- als Westdeutsche zu (63 bzw. 53 Prozent); umgekehrt waren die Proportionen, wenn nach dem Stellenwert der Vertreibung oder der Einordnung des Kriegsendes als „Niederlage“ gefragt wurde. <sup>19</sup>

Dennoch kann kein Zweifel bestehen, daß die Prägung von Wahrnehmungen, die Besetzung von Begriffen und die Durchsetzung von Deutungen trotz der weitreichenden Monopolisierung des Medienzugangs durch die Machthaber keineswegs souverän gesteuert werden konnte. Auch die DDR war keine homogene Gesellschaft, sondern wurde von Kämpfen um das symbolische Kapital <sup>20</sup> geschüttelt, auch dort konnte die Durchsetzung systemstabilisierender Lesarten von Geschichte nur im Kontext vorhandener Diskursstrukturen operieren, um überhaupt verstanden zu werden und eine Chance auf positive Rezeption zu erhalten. Die mediale Inszenierung von Geschichte wird hier daher als diskursives Feld begriffen, in dem sich Machtansprüche artikulierten und gleichzeitig immer in einem dialektischen Verhältnis zur stabilisierten Diskursstruktur mit ihren vorhandenen Machteffekten, etablierten Praktiken und der daraus resultierenden symbolischen Ordnung standen. <sup>21</sup>

Das Interesse richtet sich im folgenden besonders auf die Symbolpolitik <sup>22</sup> der DDR. Wie wurde über die Medien symbolisches Kapital ins Spiel gebracht, um kommunikative Macht zur Durchsetzung politischer Interessen zu nutzen, und an welche Grenzen stieß das Bemühen um strategische Implementierung symbolischer Surrogate? Welche gesellschaftlichen Bedürfnisse bedienten die jeweiligen Strategien? Wie und mit welchem Erfolg wurde letztlich symbolisches Kapital in politische Macht umgewandelt? Zeichnete sich die DDR am Ende durch eine eigene historische Sinnwelt aus, einen kollektiven politischen Code, der einerseits die objektiven Bedingungen reproduzierte, andererseits die politische Praxis, die

Aussagekraft von Befunden der etablierten Meinungsforschung sind zwar insbesondere angesichts der teilweise problematischen Antwortvorgaben und Frageformulierungen nicht von der Hand zu weisen. Bemerkenswert ist aber, daß Oral-history-Forscher in einer Synthese ihrer Forschungen zu bemerkenswert ähnlichen Ergebnissen kommen und von „geteilten Erinnerungskulturen“ sprechen. Vgl. Alexander von Plato/Almut Leh, „Ein unglaublicher Frühling“. Erfahrene Geschichte im Nachkriegsdeutschland 1945–1948, Bonn 1997, insbes. S. 146f.

18 Noelle-Neumann/Köcher, Demoskopie, S. 525.

19 Der Aussage, es drohe in Vergessenheit zu geraten, daß das Datum des Kriegsendes auch den Beginn der Vertreibungen und neuer Unterdrückungen markiere, stimmten im Westen 60% zu, im Osten nur 42%. Immerhin für ein Viertel der Westdeutschen war der 8. Mai auch ein Tag der Trauer und der Niederlage, in Ostdeutschland lag dieser Anteil mit 17% deutlich niedriger. Vgl. ebd., S. 527. Zum Geschichtsbewußtsein nach 1945 allgemein: Jürgen Kocka/Martin Sabrow, Die doppelte Vergangenheit. Der gemeinsame Blick auf die geteilte Geschichte, in: Deutsches Institut für Fernstudienforschung (DIFF) (Hg.), Funkkolleg Deutschland im Umbruch, Studienbrief 2, Tübingen 1997, S. 6/1–6/42.

20 Zum Begriff: Pierre Bourdieu, Sozialer Raum und „Klassen“. Zwei Vorträge, Frankfurt a. M. 1985, S. 11.

21 Zum Begriff des Herrschaftsdiskurses, seiner Übereinstimmung und Differenz zum Diskursbegriff Michel Foucaults vgl. die Einleitung des vorliegenden Bandes.

22 Der Begriff wird hier in Abgrenzung zu „Symbolischer Politik“ eingeführt, worunter nach einem engeren Verständnis die Substitution „sachorientierter“ Politik durch „sinnfällige Inszenierungen“ verstanden wird. Vgl. z. B. Thomas Meyer, Die Inszenierung des Scheins. Essay-Montage, Frankfurt a. M. 1992, S. 54. Ein Problem liegt freilich in der grundsätzlichen Unterscheidbarkeit „materieller“ und „symbolischer“ Akte.

Wahrnehmung, das Denken strukturierte? Gelang es der Parteispitze, ihre Symbolpolitik für ein modernes „Loyalitätsmanagement“ zu nutzen, wie es der Politologe Ulrich Sarcinelli für einen konstitutiven Bestandteil funktionierender politischer Systeme in der Moderne hält?<sup>23</sup> In welchem Zusammenhang stand die Symbolpolitik der DDR zur relativen Stabilität und zum finalen Zusammenbruch der SED-Herrschaft? Zur Beantwortung dieser Fragen stellt sich allerdings ein Problem, das aus der Quellenlage resultiert: Notgedrungen muß sich die Untersuchung auf die Produktion von Symbolpolitik konzentrieren. Nicht weniger wichtig ist freilich die Rezeption, also die Frage, ob die offizielle Symbolik der DDR tatsächlich zum Bestandteil des kollektiven Gedächtnisses geworden ist. Besondere Aufmerksamkeit muß daher jenen Aspekten zuteil werden, die indirekte Hinweise auf den Akzeptanzgrad ostdeutscher Symbolpolitik zulassen.

Um diesen Fragen nachzugehen, wird die „Befreiung“ als politischer Mythos begriffen: „Politische Mythen sind narrative Sinngebilde mit einem kollektiven, auf das grundlegende Ordnungsproblem sozialer Verbände bezogenen Wirkungspotential.“<sup>24</sup> Sie unterscheiden sich von Ideologien einerseits durch die symbolische Verdichtung, von politischen Symbolen andererseits durch ihre komplexe narrative Struktur.<sup>25</sup> Anders als bei Märchen, Sagen oder Legenden handelt es sich um politische „Sinngeneratoren“, die einen verbindlichen politischen Geltungsanspruch formulieren. Als konstitutives Merkmal kann ihre narrative Entfaltung gelten, ihre Tiefenstruktur entspricht – wie gezeigt – der anderer Erzählungen. Um Mißverständnissen vorzubeugen: Politische Mythen sind keineswegs nur ein Bestandteil der Geschichtspolitik sozialistischer Staaten<sup>26</sup>; vielmehr sind sie in der Moderne, in der in mancher Hinsicht das Politische das Erbe des Religiösen angetreten hat (Thomas Nipperdey), zu zentralen Agenturen gesellschaftlicher Verständigung geworden. Sie konstituieren eine gemeinsam wahrnehmbare Realität und unterlegen ihr Plausibilitätsstrukturen, sind also nicht zuletzt „Arbeit am Problem der Kontingenz“.<sup>27</sup> Das Interesse der Untersuchung richtet sich denn auch nicht auf die Analyse einer imaginären positiven Wahrheit im Mythos, sondern auf seine pragmatische Potenz, also auf seine Bedeutung als konstituierender Faktor politischer Realität.

## „Befreiung“ statt „Sieg“: Der Befreiungsmythos im Minderheitendiskurs

Der eingangs zitierte Kommentar von 1950 kann als Versuch gelesen werden, die Erzählung von der „Befreiung“ als Gründungsmythos in der Symbolpolitik der DDR zu verankern.

---

23 Ulrich Sarcinelli, *Symbolische Politik. Zur Bedeutung symbolischen Handelns in der Wahlkampfkommunikation der Bundesrepublik Deutschland*, Opladen 1987, S. 46.

24 Andreas Dörner, *Politischer Mythos und symbolische Politik. Der Hermannmythos: zur Entstehung des Nationalbewußtseins der Deutschen*, Reinbek 1996, S. 43.

25 Allerdings gibt es politische Symbole, die ihrerseits als komprimierte Form von Mythen begriffen werden können, z. B. die rote Fahne auf dem Reichstag als Kernelement des Befreiungsmythos. Umgekehrt reicht meist ein zentrales Element, um die gesamte Narration abzurufen, ebd., S. 48.

26 Zentral für die Bundesrepublik ist beispielsweise der Mythos vom „Wirtschaftswunder“, also vom legendären materiellen Aufbau aus eigener Kraft.

27 Dörner, *Politischer Mythos*, S. 52ff.

Fünf Jahre zuvor, im Mai 1945, gab es keinen deutschen Staat. Das „Dritte Reich“ mitsamt seiner pompösen Symbolik<sup>28</sup> war gerade zusammengebrochen. In der ersten Meldung des Rundfunks nach Einstellung der Kampfhandlungen am 13. Mai dominierte allein die Perspektive der Sieger. Unmittelbar nach der berühmten Stationsansage („Hier spricht Berlin!“) wurde die Botschaft Stalins an die sowjetische Bevölkerung verlesen: „Der große Vaterländische Krieg endete mit unserem vollen Sieg. [...] Ich gratuliere Euch zum Sieg, meine teuren Landsleute! Ruhm unserer heroischen Roten Armee, die die Unabhängigkeit unserer Heimat geschützt und den Sieg über den Feind errungen hat! Ruhm unserem großen Volk, dem Siegevolk! Ewiger Ruhm den Helden, die in den Kämpfen mit dem Feind gefallen sind und ihr Leben für die Freiheit und das Glück unseres Volkes hergegeben haben.“<sup>29</sup>

Direkt danach folgte die Verlesung der Kapitulationsurkunde des Oberkommandos der Wehrmacht im Wortlaut, anschließend Botschaften Churchills und Trumans an Stalin sowie dessen Antworten. Dieser Text stellt – jedenfalls im deutschen Rundfunk verlesen – schlicht eine Machtdemonstration dar, deren Subtext in etwa lautet: „Wir sind die Sieger, Widerstand ist zwecklos.“ Aus dem Blickwinkel der Roten Armee, die zu diesem Zeitpunkt vorrangig die Sicherung des militärischen Erfolges im Auge hatte und anhaltenden Widerstand der ihr feindlich gesonnenen deutschen Bevölkerungsmehrheit befürchtete, war eine solche Vorgehensweise eventuell schlüssig. In bezug auf die Besiegten stellt sie indes das Gegenteil einer Werbung um Loyalität dar und enthielt nicht das Angebot, das dichotomische Freund-Feind-Denken des Krieges zu überwinden. Statt dessen forderte die Besatzungsmacht zu diesem Zeitpunkt bedingungslose Unterordnung unter die neuen Machtverhältnisse.

Auch ein Jahr später, zum ersten Jahrestag des Kriegsendes, stand noch der Dualismus von Siegern und Besiegten im Vordergrund. Der Rundfunk übertrug die Rede des Marschalls Alexander Kotikow vor dem sowjetischen Ehrenmal im Tiergarten.<sup>30</sup> Sie vermittelt einen Eindruck von den unterschwelligem Spannungen zwischen der Sowjetunion und den Westalliierten, doch die Perspektive blieb die des Siegers, der „die Zeit der Finsternis, der wilden Gewalt der räuberischen Absichten gegen die Freiheit der Völker“ siegreich beendet habe und damit den „europäische[n] Völkern [...] eine helle Zukunft erschloß“. Wichtig sei nun die unbedingte Umsetzung der Potsdamer Beschlüsse, um „dem imperialistischen Raubtier die Zähne auszubrechen, das einen der furchtbarsten Kriege entfesselte, sowie alle Folgen des Sklavenregimes zu beseitigen, das sich auf die menschenfeindlichen Rassentheorien aufbaute“. Allerdings gelte es auch, „dem deutschen Volk zu helfen, den breiten Weg der demokratischen Entwicklung zu beschreiten und sich aus den Fesseln der faschistischen Finsternis zu befreien“. Zum Schluß beglückwünschte Kotikow die angetretenen Besatzungstruppen „zum Tag des Sieges über Hitlerdeutschland“ und forderte ewigen Ruhm für die „Helden, die ihr Leben hingaben für die Zerschlagung des faschistischen Deutschland“. Zwar finden sich hier einige typische Elemente politischer Mythen, wie die Märtyrerverehrung, die Überwindung des dämonisch Bösen und die Proklamation des Beginns einer neuen Zeit, aber der Adressat war nicht die deutsche Bevölkerung. Vielmehr dienten diese Stilisierungen hier im Sinne eines „politischen Testaments“ dem Versuch, die Westalliierten auf

---

28 Vgl. Peter Reichel, *Der schöne Schein des Dritten Reichs. Faszination und Gewalt des Faschismus*, München <sup>2</sup>1992.

29 DRA Berlin, Schallarchiv, Dok 768 (Transkript „Erste Meldungen und Redeausschnitte nach Beendigung des zweiten Weltkrieges“).

30 Ebd., Dok 509 (Transkript „Rede Alexander Kotikows“, 8.5.1946).



die sowjetischen Positionen zu verpflichten. Der Anspruch einer Befreiung der Deutschen wurde nicht erhoben, im Gegenteil schien es angebracht, die Gefährlichkeit des ehemaligen gemeinsamen Gegners nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Das Verhältnis zwischen Besatzungsmacht und Deutschen wirkt eher wie das zwischen Raubtierbändiger und Bestie, wobei nur gemeinsames Handeln der Dompteure verhindern könne, daß das Untier aufs neue zubeißen würde.

Die Bemühungen der sowjetischen Besatzungsmacht um die Loyalität der Deutschen hielten sich in dieser frühen Zeit in engen Grenzen. Naheliegenderweise blieb man den bellizistischen Kategorien von Feind, Niederlage und Sieg verhaftet und vertraute auf die Macht der Bajonette. Die Vorstellung von einer „Befreiung“ der Deutschen paßte nicht in dieses Denken, in dem die Zäsur von 1945 emblematisch mit dem Symbol des Sieges verbunden war, einem Archetyp jeder Symbolik, der sich aus sowjetischer Perspektive förmlich aufdrängte.

Um den Wurzeln des Befreiungsmythos auf die Spur zu kommen, muß man bei den Deutschen selbst suchen. Nur wenige Wochen zuvor übertrug der Rundfunk aus der Weimarahalle die erste Gedächtniskundgebung zur Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald am 11. April 1945.<sup>31</sup> Dieser Jahrestag sollte neben dem 8. Mai das zweite zentrale Datum bleiben, zu dem der Befreiungsmythos in der späteren DDR aktiviert wurde.<sup>32</sup>

Die verschiedenen Reden und das Zeremoniell der Feier wirken hinsichtlich ihrer symbolischen Bezüge aus der Rückschau wie die noch rohen, nur gelegentlich schon zusammengefühten Bausteine eines später kanonisierten und auf das staatliche Kollektiv übertragenen Erzählung. Zwar dominiert schon eine kommunistische Perspektive<sup>33</sup>, aber zunächst einmal waren es vor allem zuvorderst die Standpunkte ehemals Verfolgter, die nun versuchten, sich selbst und ihren Status aus der Vergangenheit zu definieren. Aus dieser Perspektive lag das Diktum von der „Befreiung“ nahe, denn es entsprach dem kollektiven Empfinden der ehemaligen KZ-Häftlinge, und sie übertrugen es auf die gesamte Bevölkerung. Das Kriegsende war allerdings zu diesem frühen Zeitpunkt selbst bei dieser Gruppe noch nicht kanonisch vom Begriff der „Befreiung“ besetzt; einer der Redner sprach sogar explizit sowohl von „Befreiung“ als auch von „Zusammenbruch und Katastrophe“, ohne freilich eine Abwägung oder Reflexion beider Bezeichnungen vorzunehmen. Der Begriff der „Selbstbefreiung“ des Konzentrationslagers Buchenwald, der später eine so wichtige Rolle

31 Ebd., Dok 969, (Transkript „Gedächtniskundgebung zur Befreiung des KZ Buchenwald“), 10. und 11.4.1946.

32 Bei gut der Hälfte der 104 ermittelten Beiträge, in denen das Befreiungsmotiv prominent angesprochen wurde und deren Sendemanuskripte oder Transkriptionen die Basis der vorliegenden Untersuchung bilden, war der Anlaß der „Tag der Befreiung“ (55). In 20 Fällen lag die Befreiung von Konzentrationslagern zugrunde, fast ausschließlich diejenige von Buchenwald. In den übrigen Fällen stand die Berichterstattung im Zusammenhang mit anderen historischen Daten und Gedenktagen (z. B. Monat der Deutsch-sowjetischen Freundschaft, Tag der Opfer des Faschismus), oder die Thematisierung ging auf einschlägige Kulturereignisse wie Buch- und Filmpräsentationen zurück.

33 Im Verlauf der Rundfunkübertragung der Feierlichkeiten traten auf: Der Präsident der thüringischen Landesverwaltung, Rudolf Paul (SED), der Oberbürgermeister von Weimar (Kraus), der thüringische Landesvorsitzende der SED Werner Eggerath, der ehemalige Häftling Jennige (CDU), die Witwe Ernst Thälmanns, Rosa Thälmann, die Sekretärin des Auslandskomitees der tschechoslowakischen politischen Häftlinge Ria Kokowa sowie alle drei Mitglieder des ehemaligen Führungstrios der illegalen Parteileitung der KPD, Harry Kuhn, Ernst Busse (nun Vizepräsident der thüringischen Landesverwaltung) und Walter Bartel. Vgl. DRA Berlin, Schallarchiv, Dok 969, (Transkript „Gedächtniskundgebung zur Befreiung des KZ Buchenwald“), 10. und 11.4.1946.

spielen sollte, wurde zwar schon prominent formuliert, war aber zu dieser Zeit ebenfalls noch nicht fest verankert. Vielmehr wurde eine komplexere Realität angesprochen, indem derselbe Redner unmittelbar nach der Behauptung, es habe sich um einen „Akt der Selbstbefreiung“ gehandelt, sagte, Buchenwald sei „durch einen Vorstoß einer amerikanischen Armee befreit“ worden.<sup>34</sup> Dieser Widerspruch, der vor allem aus den jeweils apodiktischen Formulierungen resultiert, verweist auf die Schwierigkeiten, den Mythos der Selbstbefreiung gegen die eigene, vielschichtigere Erinnerung durchzusetzen. Man kann ihn nur verstehen, wenn man sich vor Augen führt, welcher politische Anspruch mit ihm verbunden war: „Denn wir haben das Recht, das Steuer in die Hand zu nehmen – und das wollen wir. [...] Denn wir sind die Garanten für einen neuen Aufstieg Deutschlands“, äußerte beispielsweise der CDU-Politiker und ehemalige Buchenwald-Häftling Jennige<sup>35</sup> auf der Gedenkveranstaltung – nur eines von vielen Beispielen für den offen oder verdeckt artikulierten Anspruch auf moralische und politische Autorität, der später einem großen Teil dieser Gruppe zum Verhängnis werden sollte.<sup>36</sup>

Zunächst war dieser aus der Vergangenheit abgeleitete Anspruch auf Hegemonie diskursbestimmend. So betonten die Sprecher ihren Status als „politische Gefangene“ und wiesen sich damit selbst den höchsten Rang in einer Verfolgten-Hierarchie zu. Ohne die Juden oder andere Opfer beim Namen zu nennen, sollten mit der Betonung der „politischen Verfolgung“ potentielle Konkurrenten um die legitimatorischen Ressourcen der Vergangenheit ausgeschaltet werden. Andere vertraute Elemente des offiziellen Antifaschismus der späteren DDR treten hier ebenfalls ansatzweise hervor, beispielsweise die Gleichsetzung von Verfolgung und Widerstand, die in der Behauptung gipfelte, das Konzentrationslager Buchenwald sei „gleichsam ein Symbol“ einer breiten deutschen Widerstandsbewegung.<sup>37</sup> Dieselbe Tendenz läßt sich bei einer ebenfalls im Rundfunk übertragenen Enthüllung eines Gedenksteins zu Ehren von Widerstandskämpfern im Gefängnis Brandenburg am 8. Mai 1947 beobachten: In seinem Beitrag sprach der Reporter von „3 000 Mitgliedern der internationalen und deutschen Widerstandsbewegung, die im Zuchthaus Brandenburg-Görden in

---

34 Nur einen Absatz später übertrug der Redner Harry Kuhn diese Perspektive auf ganz Deutschland und betonte zusätzlich die Rolle der Roten Armee: „So stolz wir darauf sind [auf die Selbstbefreiung], wissen wir und weiß es das ganze deutsche Volk, daß die alliierten Armeen es waren, die dem gesamten Deutschland die Befreiung von der Hitlerei gebracht haben. Die ganze Welt weiß aber auch, daß es den heroischen Leistungen des Sowjetvolkes und seiner Roten Armee zu verdanken ist, wenn dafür die entscheidenden Voraussetzungen geschaffen wurden.“ DRA Berlin, Schallarchiv, Dok 969, (Transkript „Gedächtniskundgebung zur Befreiung des KZ Buchenwald“), Rede Harry Kuhn, 10.4.1946, S. 7.

35 Ebd., Rede Jennige, S. 6.

36 Vgl. Jörn Schüttrumpf, „Besprechungen zwischen ehemaligen VVN-Kameraden ... dürfen nicht mehr stattfinden“ – Antifaschismus in der DDR, in: Dieter Vorsteher (Hg.), Parteiauftrag: Ein neues Deutschland. Bilder, Rituale und Symbole der frühen DDR, Berlin 1997, S.142–152, sowie Jürgen Danyel, Die Opfer- und Verfolgtenperspektive als Gründungskonsens? Zum Umgang mit der Widerstandstradition und der Schuldfrage in der DDR, in: ders. (Hg.), Die geteilte Vergangenheit. Zum Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten, Berlin 1995 (Zeithistorische Studien, 4) S. 31–46.

37 Die Überhöhung der Widerstandstradition zur Fundierung eigener Ansprüche konnte makabre Züge annehmen: „Wir haben ein Recht darauf, daß uns heute Deutschland und die ganze Welt zuhört, wenn wir dem deutschen Volk jenen harten und erbarmungslosen, aber auch herrlichen Kampf darstellen und ins Gedächtnis rufen, der sich in Buchenwald abgespielt hat“. DRA Berlin, Schallarchiv, Dok 969, (Transkript „Gedächtniskundgebung zur Befreiung des KZ Buchenwald“), Rede Harry Kuhn, 10.4.1946, S. 8.

der Nazizeit hingerichtet worden sind“.<sup>38</sup> Die von den Nationalsozialisten Ermordeten wurden ohne Ansehen der Person zu Vorkämpfern und Märtyrern einer sozialistischen Ordnung befördert.<sup>39</sup>

Die Legitimation eines elitären Status allein aus einer Widerstands- und Verfolgungsgeschichte barg jedoch auch ein Problem. So ist nicht anzunehmen, daß ein so begründeter Anspruch tatsächlich eine Chance auf positive Rezeption in breiteren Kreisen hatte. Die Mehrheit der Deutschen neigte kaum zur Solidarität mit Opfern und Widerstandskämpfern oder gar zur Anerkennung von deren Leistung.<sup>40</sup> Es war daher wichtig, den historisch hergeleiteten Status zusätzlich mit eigenen Leistungen in der Gegenwart zu begründen<sup>41</sup> und an etablierte, allseits anerkannte politische Mythen anzuknüpfen. Zentral waren dabei insbesondere die ungebrochenen Vorstellungen von „Nation“ und „Volk“. Besonders eindrücklich ist dies in der Rede des späteren thüringischen Ministerpräsidenten und SED-Vorsitzenden Werner Eggerath, der für die Gefangenen in Anspruch nahm, die Ehre der Nation gerettet und die „wahren“ Interessen des deutschen Volkes vertreten zu haben.<sup>42</sup> Der Versuch, eine positive nationale Traditionslinie für sich zu reklamieren, ging einher mit der

---

38 Ebd., Dok 587/7 (Transkript „Enthüllung eines Denkmals [...]“), 8.5.1947. Nach heutigen Erkenntnissen wurden im Gefängnis Brandenburg-Görden bis April 1945 1722 Häftlinge hingerichtet, 652 Gefangene starben an Unterernährung und Krankheit. Vgl. Wolfgang Benz/Hermann Graml/Hermann Weiß (Hg.), Enzyklopädie des Nationalsozialismus, Stuttgart<sup>2</sup>1998, S. 402.

39 Besonders deutlich bei Anne Saefkow, der Witwe des 1944 in Brandenburg hingerichteten KPD-Funktionärs Anton Saefkow, die in ihrer Rede davon sprach, es gehe nun darum, das einzulösen, „was sie [die Gefangenen] auf ihrem letzten Gang zum Schafott brauchten, nämlich die Kraft und Gewißheit, daß – wenn ihr Tod auch gewiß war – die Sache, für die sie gekämpft und gestritten haben“, nun „als ein bleibendes Vermächtnis“ umgesetzt werde. DRA Berlin, Schallarchiv, Dok 587/7 (Transkript „Enthüllung eines Denkmals [...]“), 8.5.1947.

40 So lehnten beispielsweise in der Bundesrepublik im Rahmen einer Umfrage selbst 1951 noch 30% der Befragten den Anschlag auf Hitler vom 20. Juli ab, unter den ehemaligen Berufssoldaten äußerten sich fast 60% negativ über die Beteiligten des Attentates. Vgl. Norbert Frei, Erinnerungskampf. Zur Legitimationsproblematik des 20. Juli im Nachkriegsdeutschland, in: Christian Jansen u. a. (Hg.), Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Hans Mommsen zum 5. November 1995, S. 493–504, hier S. 496f.

41 „Und gerade diejenigen, die im Kampf gegen den Faschismus gestählt waren und die im Kampf gegen die tägliche Not und Qual im Zuchthaus und KZ groß wurden, die waren die ersten, die sich in die Brezche warfen. Es waren diejenigen, die rücksichtslos alles Persönliche beiseite warfen, weil sie wußten, jetzt geht es darum, unser Volk vor dem Untergang zu bewahren. Weil sie wußten, es gibt keine andere Kraft, um unserem Volk einen neuen Aufstieg freizukämpfen. Das ist der Geist, der in den Zuchthäusern und KZ's groß wurde und der heute noch führend ist im Kampf um eine bessere Zukunft“. DRA Berlin, Schallarchiv, Dok 969, (Transkript „Gedächtniskundgebung zur Befreiung des KZ Buchenwald“), Rede Werner Eggerath, 10.4.1946, S. 5.

42 „So wußten wir, wir tragen im Herzen Deutschland. Wir, die verleumdet und gequält wurden. Wir, die man als Untermenschen bezeichnete, wir trugen Deutschland, denn wir kämpften um Deutschland. Wir kämpften, um unser deutsches Volk zurückzureißen vom Weg in den Krieg und in die Katastrophe. Und dieser Geist hat uns stark gemacht in den langen Jahren der Qual, hat uns aufrecht gehalten, getragen von dem Willen, wir müssen durchhalten, um unser Wissen und unsere Kraft wiederum in den Dienst des deutschen Volkes zu stellen. Und wir haben durchgehalten und gingen an die Arbeit, um aus den Trümmern, die uns Hitler hinterließ, ein neues Deutschland zu bauen.“ Eggerath beschrieb in seiner Rede die Zeit des Nationalsozialismus als eine Zeit, die „uns stark gemacht“ habe, die „alles das beiseite geschwemmt (habe), was unecht und schwach war.“ Er blieb auch insofern den überkommenen Wahrnehmungskategorien treu und lieferte zugleich einen Hinweis auf die Ursachen jener Verhärtung, die uns in der stalinistischen Zeit bei vielen Kommunisten gegenübertritt. Ebd., S. 4ff.

Betonung integrierender Momente in Vergangenheit und Gegenwart. Die vermeintliche Einebnung ganz unterschiedlicher politischer und weltanschaulicher Standpunkte im Widerstand müsse Vorbild sein für die Gegenwart, in der es gelte, Meinungsverschiedenheiten zurückzustellen, um das Wiedererstarke „der Reaktion“ zu verhindern und den Wiederaufbau mit vereinten Kräften voranzutreiben.<sup>43</sup> Obwohl sich an nicht wenigen Stellen mehr oder minder unterschwellig tiefes Mißtrauen gegenüber der deutschen Bevölkerung artikuliert, ging einer der Redner über die Behauptung, legitimer Sachverwalter des nationalen Gemeinwohls zu sein, noch hinaus und versuchte, das Problem von Schuld, Verstrickung und Integration offensiv aufzugreifen. Es führe, so der als „Vertreter der Berliner Antifaschisten“ angekündigte Harry Kuhn, kein Weg daran vorbei, auch ehemals in der NSDAP organisierte Menschen zu integrieren. Wichtig sei es, die in Nürnberg versammelten Haupttäter, die „zehnmal den Tod verdient“ hätten, angemessen zu bestrafen und dafür zu sorgen, daß ehemals aktive Nazis „zuerst die Entrümmerungsarbeiten in den zerstörten Städten und Dörfern durchführen“ müßten. Kuhn verband so geschickt die realpolitische Notwendigkeit, die eigene Sicht mit den Dispositionen der Bevölkerungsmehrheit zu vermitteln, mit ebenso populären wie vermutlich unpraktikablen Forderungen der eigenen Klientel. Wichtiger in unserem Zusammenhang ist freilich, daß er damit eine klare Grenzziehung zwischen einer Clique nationalsozialistischer Verbrecher einerseits und der deutschen Bevölkerungsmehrheit andererseits vornahm, mit der überhaupt erst die Voraussetzungen dafür geschaffen war, die Perspektive der Verfolgten und Widerständler auf die DDR-Gesellschaft zu übertragen. In der Spannung, die zwischen der Begründung eines elitären Status und der Notwendigkeit gesellschaftlicher Integration bestand, dürfte auch die Ursache zu suchen sein, warum sich ein kommunistischer Hegemonieanspruch innerhalb der Gruppe der politisch Verfolgten noch nicht offen artikuliert. Indirekt tat er es allerdings sehr wohl: Während rhetorisch allenthalben die Überwindung von Gegensätzen gefordert wurde, bestand kein Zweifel, daß darunter nicht kompromißhafte Konfliktbewältigung verstanden wurde, sondern daß diese Forderung sich vor allem an die Gegner des kommunistischen Führungsanspruches und speziell der Vereinigung von KPD und SPD richtete.<sup>44</sup>

Schon zu dieser Zeit waren also die Übergänge zwischen dem auf Konstituierung einer historisch begründeten Gruppenautorität ausgerichteten Interesse und der Übertragung auf

---

43 „In den Zuchthäusern und Gefängnissen haben wir uns zuerst zusammengefunden, ganz gleich ob Sozialdemokrat, Kommunist, ob Bibelforscher, ob irgendwelche andere Richtung, alle die gekämpft hatten gegen den Faschismus, die schlossen sich zusammen und waren einig im Willen, wenn sich die Tore zur Freiheit öffnen, dann müssen wir gemeinsam kämpfen gegen die Reaktion, gegen den Faschismus, um zu verhindern, daß noch einmal unser Volk einem solchen Schicksal zum Opfer fällt. Und von diesem Geist sind wir an die Arbeit gegangen, haben uns zusammengeschlossen, haben alles Trennende beiseite gestellt und haben uns gesagt, jetzt steht nur ein Aufgabe vor uns, unser deutsches Volk aus dem Chaos herauszuführen, zum Aufstieg zu führen.“ Ebd. Eggerath beschrieb im folgenden die unmittelbar zuvor erfolgte Vereinigung von KPD und SPD zur SED als Konsequenz des gemeinsamen Widerstandskampfes, wenn er ausführte: „Und dieser Geist der Einheit, der führte zur Aktionsgemeinschaft mit der Sozialdemokratischen Partei. Und auf dem Wege der Aktionseinheit sind wir zusammengewachsen. Und vor wenigen Tagen wurde das große Werk gekrönt, aus den beiden Parteien ist die Einheitspartei entstanden, die Sozialistische Einheitspartei, die Partei der Arbeiterklasse, die die Partei unseres Volkes sein wird. (Beifall)“. Ebd., S. 4ff.

44 „Wir haben es tausendmal unter Hitler erfahren, nur in der Einheit liegt unsere Kraft. Und mit aller Klarheit führen wir deswegen den Kampf und fühlen wir uns verpflichtet, gegen den Separatismus und Föderalismus den schärfsten Kampf zu führen. Wer nicht für diese Einheit ist, treibt das Ziel der finstersten Reaktion“. Ebd., Rede Harry Kuhn, 10.4.1946, S. 11.



allgemeine politische Ziele der KPD/SED fließend.<sup>45</sup> So wurde bereits der Schritt von der angeblichen Solidarität der Verfolgten zur Einheit der Arbeiterklasse vollzogen, die als Konsequenz des Faschismus notwendig sei. Auch wurde die Situation der aus ganz Europa stammenden Lagerinsassen vereinzelt zu praktiziertem proletarischem Internationalismus stilisiert, und ausgerechnet die Lagerrealität mußte als Vorbild für die Zielvorstellung einer egalitären sozialistischen Gesellschaft herhalten, eine nachgerade abstruse Konstruktion, die man allenfalls hartgesottenen Antikommunisten zugetraut hätte.<sup>46</sup>

Eine Einordnung in den Traditionsbestand und den Bezugsrahmen der Arbeiterbewegung und speziell der kommunistischen Tradition blieb gleichwohl noch fragmentarisch. Der Versuch, die deutsch-russische Freundschaft in die Vergangenheit zu projizieren, erfolgte noch ebenso vereinzelt, wie der Vorstoß Walter Bartels, der die Befreiung Buchenwalds in den Kontext des Kampfes gegen die Freikorps während des Kapp-Putsches und somit in die Tradition des antifaschistischen Kampfes der KPD stellte.<sup>47</sup> In solchen Bestrebungen zeichnete sich die Überschreibung der Widerstands- und Verfolgungstradition mit sozialistischen Traditionsbeständen bereits ab, ebenso wie die historische Legitimation einer kleinen Gruppe zunehmend auf die KPD/SED insgesamt und ihre aktuelle Politik übertragen wurde. Diese Transformation stellt sich in dieser Phase aber noch nicht als strategische oder gar „kalte“ Übernahme dar. Vielmehr begannen offenbar ehemals verfolgte Kommunisten, die nun in die Administration der SBZ eingebunden waren, ihren aus Verfolgung und Widerstand abgeleiteten elitären Status, ihr „moralisches Kapital“ auf das Projekt der Etablierung des Sozialismus zu übertragen. Sie taten das insofern vermutlich eher gegen den politischen Mainstream, als die sowjetische Politik zu diesem Zeitpunkt – jedenfalls in der Öffentlichkeit – den Eindruck einer offenen Entwicklung unter Beteiligung aller „antifaschistischen“ Teile der Gesellschaft zu erwecken suchte.<sup>48</sup> Eine Gleichsetzung von Kommunismus mit Widerstand erschien Anfang 1946 also noch nicht opportun. Sie fand aber vermutlich auch deshalb noch nicht statt, weil die Beteiligten zwar ihre Gruppenidentität als Verfolgte mit

- 
- 45 „Mit Enthusiasmus werden wir politischen Gefangenen auch in Zukunft die Vorkämpfer eines neuen Deutschland sein. Unser Ziel: Der Sozialismus wird Wirklichkeit werden, dann wird unsere Sehnsucht erfüllt sein, und wir können mit Recht sagen: Die Welt ist unser Vaterland und alle Menschen sind Brüder!“. Ebd., S. 13.
- 46 Sie stammte gleichwohl aus dem Munde des ehemaligen Revierkapos Ernst Busse, nun Vizepräsident des Landes Thüringen: „Ob der Eingesperrte französischer Jude, holländischer Jude oder Nichtjude war, ob er Deutscher, Russe, Tscheche, Franzose, Norweger, Engländer, Amerikaner (war) – er konnte sein, was er wollte, Lehrer oder Arbeiter oder Straßenkehrer oder Kaufmann oder Pfarrer oder Professor, das spielte keine Rolle“. Rede Ernst Busse, 11.4.1946, S. 17. Vgl. zur Realität in den Lagern: Wolfgang Benz/Barbara Distel (Hg.), *Verfolgung als Gruppenschicksal*, Brüssel 1998 (Dachauer Hefte, 14). Ironischerweise sollte Busse seine Verstrickung in die ganz anders gelagerte Realität des Lagers nur wenige Jahre später während der stalinistischen Säuberungen zum Verhängnis werden: Er kam 1952 in einem sibirischen Arbeitslager ums Leben. Vgl. zum Fall Busse Lutz Niethammer (Hg.), *Der „gesäuberte Antifaschismus“*. Die SED und die roten Kapos von Buchenwald, Berlin 1994.
- 47 „Und wir stehen hier zu Ehren der Arbeiter, die vor 26 Jahren hier in Weimar gegen schwarze Reichswehr kämpften mit der bloßen Faust und sich dann Waffen holten, wie wir sie uns geholt haben, und die schwarze Reichswehr, diese bewaffnete Soldateska, vertrieben aus Weimar, wie wir sie vertrieben haben von Buchenwald“, Rede Walter Bartel, 11.4.1946, S. 17f.
- 48 Dieses Bestreben fand insbesondere in der seinerzeit propagierten Formel von einer Neuordnung Deutschlands unter „antifaschistisch-demokratischen“ Vorzeichen Ausdruck. Vgl. Ulrich Mählert, *Die Instrumentalisierung des Antifaschismusbegriffes durch die KPD/SED*, in: *Geschichte – Erziehung – Politik (GEP)*, (1993) 4, S.441–452.

ihrem politischen Selbstverständnis identifizierten, aber die erstere bei einem solchen Anlaß eindeutig im Vordergrund stand.

Es lohnt sich, abschließend noch einen Blick auf die ästhetische Inszenierung der Feier zu werfen. Ähnlich wie im Falle der Einbindung politischer Symbole wie Nation und Volk orientierte sich auch die Ästhetik der Zeremoniells an tradierten Formen. Es wurde ein Märtyrer-Mythos zelebriert, der suggerieren sollte, die Ermordeten seien im Einsatz für ein politisches Projekt gestorben, das sie nun den Überlebenden als „Testament“ zur Vollstreckung aufgaben. Auffällig ist die Nähe zur christlichen Mythologie und Liturgie. So sprach der Präsident der Landesverwaltung und spätere thüringische Ministerpräsident Rudolf Paul davon, daß dem „Martyrium auf dem Golgathahügel von Buchenwald“ die „moralische und politische Auferstehung Deutschlands“ folgen müsse, damit „die Millionen Seufzer, die Tränen und das Blut [...] nicht umsonst geflossen“ seien, und daß „die Kämpfer von Buchenwald“ dazu „berufen“ seien, „Wegbereiter des Morgen“ zu sein.<sup>49</sup> Und in einer Art Grabansprache Eggeraths, in der dieser die Weihe eines Gedenksteins ankündigte, wurde zugleich die Auferstehung der Opfer in Aussicht gestellt:

„Und in der stillen Stunde, die wir Euch weihen, werdet Ihr alle dastehen, so wie wir auseinandergehen. Und wir werden die stummen Fragen in Euren Augen lesen. [...] Und auch Ihr werdet auferstehen, die Ihr die Qual des Kerkers, der Ungewißheit und der Angst nicht mehr ertragen konntet und Schluß machtet. Wir sagten damals, es ist Flucht, aber verstanden Euch doch. Und viele, viele werden noch aufstehen aus der unendlichen Reihe. Und auch die werden uns mit stummen Augen ansehen und fragen, war es umsonst? [...] Und wenn wir dann Zwiegespräch gehalten, dann werden wir wieder neue Kraft haben, denn wir hören Eure Stimme und die mahnt. [...] Wenn wir morgen den Stein geweiht haben, dann wollen wir, die wir leben bleiben durften, uns zusammenfinden und unsere Hände sollen sich vereinen. Und ohne Worte wollen wir sagen: Wir bauen ein neues Denkmal, nicht aus Stein, aus lebendigen Menschen, ein wahrhaft demokratisch-antifaschistisches Volk.“<sup>50</sup>

An der zitierten Passage, die den Abschluß der Feier und der Rundfunkübertragung bildete, ist die ästhetische Attraktivität bemerkenswert, die es den Beteiligten ermöglichte, ein „*mysterium tremendum et fascinans*“ zu erleben.<sup>51</sup> Der sogenannte „antifaschistisch-demokratische“ Kurs wurde mit den Weihen eines sakralen Ritus ausgestattet, er wurde zum Kulminationspunkt einer Liturgie, die einen transzendentalen Sinn konstituieren sollte und das profane, kaum mehrheitsfähige Projekt einer kommunistischen Ordnung Deutschlands über die Semantik des Opfers mit der Aura des Heiligen, Unangreifbaren versehen sollte. Jede Kritik an diesem Ziel, so die umgekehrte Logik dieser symbolischen Emblematisierung, hieß im Grunde, sich an den heiligen Märtyrern zu vergehen, und stellte eine Art Gotteslästerung dar. Auch diese Symbolik wurde später in Form der Mahn- und Gedenkstätten in

---

49 DRA Berlin, Schallarchiv, Dok 969, (Transkript „Gedächtniskundgebung zur Befreiung des KZ Buchenwald“), Rede Rudolf Paul, 10.4.1946, S. 2.

50 Ebd., S. 13f.

51 Vgl. Dörner, Politischer Mythos, S. 55f.

monumentalem Stein „institutionalisiert“. <sup>52</sup> Wir haben es hier mit dem klassischen Fall einer *invention of tradition* zu tun. <sup>53</sup>

Ein Anspruch auf „Befreiung“ der Deutschen wurde also von der sowjetischen Besatzungsmacht nicht erhoben. Die Vorstellung entstammt vielmehr dem Verfolgten-Diskurs, und für diese Gruppe hatte sie zweifellos hohe Plausibilität. Sie war damit zugleich integraler Bestandteil eines antifaschistischen Hegemoniediskurses, also des Bemühens einer Minderheit, ihre Anwartschaft auf moralische und politische Führung aus der Geschichte herzuleiten. Die Reklamierung dieses Führungsanspruches wurde ihrerseits schon sehr früh mit dem Ziel einer Neuorganisation Deutschlands unter kommunistischen Vorzeichen verbunden. Dementsprechend unterlag die Deutung der Geschichte einem hohen Formierungs- und Kanonisierungsdruck. Obwohl sich – zumindest im Rundfunk – bereits eine kommunistische Deutungshoheit abzeichnete, konnten aber in dieser frühen Zeit noch verschiedene Erzählungen nebeneinander herlaufen. Dies entsprach insofern dem politischen Kurs, als damit der Eindruck einer pluralen, politisch offenen Entwicklung gestützt wurde, die lediglich hinsichtlich scheinbar konsensualer „antifaschistisch-demokratischer“ Essentials festgelegt sei. Zwar neigten die Verfolgten wie alle Menschen dazu, ihr eigenes Erleben zu verabsolutieren, doch blieb eine Übertragung des Befreiungsmythos auf die gesamte Bevölkerung und die Rote Armee in der unmittelbaren Nachkriegszeit noch rudimentär. Sie hätte auch nicht den Interessen der Verfolgten entsprochen, für deren Selbstverständnis die Vorstellung einer „Selbstbefreiung“ als Krönung ihrer Widerstandsbiographie ungleich funktionaler war. Bemühungen, die eigene Sichtweise kompromißhaft mit Deutungen der Bevölkerungsmehrheit zu vermitteln, waren ebenfalls die Ausnahme. Unter den Bedingungen einer noch „offenen“ Entwicklung ging es eben nicht um die Konstruktion einer gesamtgesellschaftlichen Identität, sondern im Gegenteil um die Begründung eines elitären Status einer Minderheit. Das sollte sich in dem Maße ändern, in dem der Verfolgten- und Widerstandsdiskurs zu einem integralen Bestandteil des kommunistischen Herrschaftsdiskurses wurde und damit als Minderheitendiskurs zu existieren aufhörte.

Das Medium Rundfunk selbst scheint sich in dieser Phase offenbar noch stark als dokumentarische Instanz verstanden zu haben, denn abgesehen von einer Selektion des Materials <sup>54</sup>, wurden die Ereignisse nur durch spärliche Reporterkommentare, die den Hörern den Ablauf des Zeremoniells verständlich machen sollten, und durch die (musikalische) Einrahmung medial inszeniert. <sup>55</sup> Diese Zurückhaltung muß aber auch im Kontext der seinerzeit noch außerordentlich knappen produktionstechnischen und personellen Ressourcen des Rundfunks gesehen werden.

---

52 Vgl. Volkhard Knigge, Die Gedenkstätte Buchenwald: Vom provisorischen Grabdenkmal zum Nationaldenkmal, in: Keller, Nacht, S. 309–331, sowie Peter Reichel, Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit, München/Wien 1995, S. 129ff.

53 Vgl. Eric Hobsbawm, Das Erfinden von Traditionen, in: Christoph Conrad/Martina Kessel (Hg.), Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung, Stuttgart 1998, S. 97–118.

54 Die Sendungen waren gemessen an heutigen Maßstäben gleichwohl sehr lang: Die Übertragung der Kundgebung vom Vorabend dauerte 72 Minuten, in denen ausschließlich Ansprachen gehalten wurden. Von der eigentlichen Feier am 11. 4. wurden 22 Minuten gesendet, ebenfalls ausschließlich Wort.

55 Die Übertragung der Kundgebung vom Vorabend der Feier war von der Coriolan-Ouvertüre und der 5. Symphonie von Ludwig van Beethoven eingerahmt; an die Sendung schloß sich das Hörspiel „Kinder in Buchenwald“ an.

## Die DDR als Resultat der „Befreiung“: Der Gründungsmythos im Herrschaftsdiskurs

Mit der Gründung der DDR im Oktober 1949 hatte die SED-Spitze ihr vorerst wichtigstes Ziel erreicht. Durch die Einbindung der Blockparteien in die Regierung der „Nationalen Front“ war auch innenpolitisch die Konsolidierung der Macht der Partei weitgehend abgeschlossen. Nun begannen die Parteisäuberungen, und auch wenn es mit Rücksicht auf Stalins Deutschlandpolitik noch fast drei Jahre dauern sollte, bis die Regierung die „antifaschistisch-demokratische“ Phase für beendet erklärte und offiziell den „Aufbau des Sozialismus“ proklamieren durfte, konnte jetzt doch die Politik der offenen gesellschaftlichen Transformation beginnen.<sup>56</sup> Innenpolitische Konzessionen an andere Gruppen traten damit in den Hintergrund, statt dessen ging es nun um die Legitimation des neuen Staates, zumal diese – dessen waren sich SED-Spitze und Moskauer Führung sehr wohl bewußt – durch Wahlen kaum zu erlangen war.<sup>57</sup>

Auch symbolpolitisch markierte die Staatsgründung eine wichtige Zäsur. Der Begriff des „Antifaschismus“, als bewußt diffus gehaltene, konsensuale gesellschaftliche Zielvorstellung bisher nur grob definiert, zugleich jedoch „eingeführt“ und im Sinne der KPD/SED erfolgreich, wurde hinfort an den neuen Staat und seine angestrebte kommunistische Organisationsform nach sowjetischem Vorbild gebunden. Für den Mythos von der „Befreiung“ bedeutete dies vor allem, daß daraus nun eine „Befreiung durch die sowjetischen Freunde“ respektive die Rote Armee wurde, eine Formel, ohne die bis zum Ende der DDR kaum noch eine Betrachtung zum Kriegsende auskommen sollte. „Befreiung“, zunächst ein Ausdruck des subjektiven Empfindens der Verfolgten und als solcher noch nicht klar an nur einen Akteur gebunden, war damit gleichermaßen zur historischen Wurzel der aktuellen politischen Option geworden, wie sie den Sieg der Befürworter dieser Politik über ihre innenpolitischen Rivalen symbolisierte: Von Moskau war die Befreiung ausgegangen, nicht von den Verfolgten und Widerständlern in Deutschland und schon gar nicht vom Westen. Damit wurde verbliebenen Anhängern des ehemals verkündeten „eigenen Wegs zum Sozialismus“ ebenso ein deutliches Signal gegeben wie der bürgerlichen Opposition, und es wurde klargestellt, wem auch historisch die Führung gebührte, nämlich den Moskauer Exilanten und nicht den Westemigranten oder den im Lande Verfolgten.

Damit wurde der bereits vorher an das kommunistische Projekt gebundene Mythos als fester Bestandteil des staatlichen Selbstverständnisses Ulbrichtscher Prägung vereinnahmt: Die Gründung der DDR und ihre Politik der sozialistischen Transformation erschienen als vorläufiger Höhepunkt einer kontinuierlichen Aufwärtsentwicklung, die mit der „Befreiung“ ihren Anfang genommen habe. Aus dem kollektiven Empfinden, 1945 den Endpunkt einer Entwicklung erlebt zu haben, die für die Mehrheit mit Opfern im eigenen Familien- und Freundeskreis, mit materiellen Verlusten und nicht zuletzt dem Zusammenbruch einer Wirklichkeitsordnung verbunden gewesen war, sollte der Beginn einer neuen, besseren Zeit werden, eines „neuen Deutschland“, in dem alle Hoffnungen und Träume endlich in Erfüllung gehen würden.

---

56 Sigrid Meuschel, *Legitimation und Parteiherrschaft in der DDR*, Frankfurt a. M. 1992, S. 41ff.

57 Ebd., S. 35 und 75ff.



Dazu bedurfte es freilich der überzeugenden Vermittlung des staatlichen Gründungsmythos an breitere Bevölkerungsschichten. Dem Rundfunk wuchs nun als Vermittler staatlicher Symbolik eine Bedeutung zu, die weit über die Dokumentation eines kommunistischen Minderheitendiskurses hinausreichte. Die Kluft zwischen dem Empfinden der verfolgten Minderheit, befreit worden zu sein oder sich selbst befreit zu haben, und den Vorstellungen der Mehrheit der Deutschen vom Kriegsende war allerdings denkbar groß. Die Übertragung auf das staatliche Kollektiv implizierte daher einen tiefgreifenden Bedeutungs- und Funktionswandel des Begriffs der „Befreiung“, denn das vorrangige Empfinden breiterer Schichten der Gesellschaft war es durchaus nicht, 1945 von der sowjetischen Armee „befreit“ worden zu sein.<sup>58</sup>

Besonders deutlich wird dies in einem Kommentar, den ein ehemaliger Truppenarzt am 1. Februar 1950 anlässlich des 7. Jahrestages der Kapitulation der 6. Armee bei Stalingrad sprach.<sup>59</sup> Die Niederlage der Deutschen Wehrmacht wurde dort gleichermaßen zu einem Wendepunkt der eigenen Biographie wie der gesamten Menschheitsgeschichte. Seine „erste persönliche Begegnung mit einem sowjetischen Soldaten“, so der Autor, habe sich „in einem der zahllosen Ruinenkeller“ zugetragen, die „angefüllt mit verwundeten, erschöpften, verhungerten und erfrorenen Soldaten“ gewesen seien, die einzige verbliebene Medizin habe in „tröstendem Zuspruch“ bestanden, „so weit wir selbst noch Trost aufzubringen vermochten“. Damals habe er von diesem Soldaten in bezug auf die Kriegsschuld eine „ebenso einfache wie logische Belehrung“ bekommen, „die ich bis heute nicht vergessen konnte.“ Die Bedeutung von Stalingrad gehe demnach auch weit über diejenige eines „Wendepunkt[es] des zweiten Weltkriegs“ oder der „größte[n] Schlacht der Weltgeschichte“ hinaus. Vielmehr sei in Stalingrad der „Todesstoß gegen den Faschismus“ erfolgt, und dieser „Sieg“ habe „die militärische, politische und moralische Überlegenheit der Sowjetvölker aller Welt so sichtbar vor Augen [ge]führt“:

„Von diesem Augenblick an ging eine wunderbare Ermutigung und Kraft auf alle Menschen aus, deren ganzes Glück in der Erhaltung des Friedens und der Sicherheit des tätigen schaffenden Volkes liegt. Und so merkwürdig es auch klingen mag: Diese Ermutigung sprang auch auf uns über, auf die geschlagenen, vernichteten und völlig demoralisierten Reste der deutschen Soldaten, die in diesem Augenblick vor 7 Jahren ihren Weg in die sowjetische Gefangenschaft und damit ihren Weg in das Leben antraten. Von hier aus begann auch die Erneuerung Deutschlands. Das Ergebnis von Stalingrad und die daraus gezogenen Erkenntnisse sind zum Fundament eines neuen deutschen Weges geworden, der erst vor kurzem in der Bildung der Deutschen Demokratischen Republik seinen überzeugenden Ausdruck fand.“<sup>60</sup>

Der Text gibt uns eine Ahnung von der Verdrängung einer Wirklichkeitsordnung durch eine andere: Aus Kapitulation wurde Rettung, aus Niederlage Sieg, aus Gefangenschaft Befreiung – selbst der Autor rückt diese Wandlung in den Bereich eines Wunders oder Er-

58 Die Vorstellungen einer Mehrheit waren in der unmittelbaren Nachkriegszeit vor allem von Erfahrungen wie Vertreibung, Kriegsgefangenschaft, Vergewaltigungen, Willkürherrschaft und Demontagen, Zusammenbruch der alten Ordnung und der Versorgung sowie Unsicherheit über die Zukunft geprägt. Vgl. Kleßmann, Staatsgründung, S. 39ff. Als befreiend wurde immerhin das Ende der Flächenbombardements in den Ballungszentren empfunden. Vgl. Herbert, Entwicklung, S. 37.

59 DRA Berlin, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204–02–01/0511 (Sendemanuskript Tageskommentar v. 1.2.1950), Autor: Dr. Rudolf Pallas.

60 Ebd.

weckungserlebnisses. Zugleich wird jedoch deutlich, daß der Begriff der „Befreiung“ (ohne wörtlich genannt zu werden) eine übertragene Bedeutung erhielt, die von ihrem materiellen Gehalt weitgehend abstrahierte. Zwar kam die Kapitulation im „Ruinenkeller“ auch hier einer „Befreiung“ aus einer im wahrsten Sinne des Wortes trostlosen Lage gleich, doch vor allem war es eine Befreiung von der Vergangenheit und insbesondere von ihrer als falsch erkannten Wirklichkeitsordnung. Davon gelte es sich zu befreien, dann werde man auch in Westdeutschland bald nicht mehr von einer „deutschen Niederlage“ sprechen, sondern der 2. Februar werde dort ebenfalls „ein stolzer Gedenktag eines Sieges auch für ein neues Deutschland, und damit ein Tag der Bekräftigung unverbrüchlicher Freundschaft mit der Sowjetunion“ sein.

Das Bemerkenswerte an diesem Beitrag ist, daß er nicht nur den weiten Spagat zwischen eigenem Erleben und offizieller Symbolpolitik überbrückt, sondern darüber hinaus aufzeigt, worin die Attraktivität einer solchen Wandlung lag: Es reiche, sich von der traumatisch erlebten Vergangenheit zu distanzieren, um sich nun einer neuen, besseren Zukunft zuwenden zu können. Eingeschlossen ist dabei insofern eine Form kollektiver Exkulpation, als die alte Wirklichkeitsordnung individuelle Verantwortung im Grunde ausschloß – erst nach der Kapitulation lernte der Autor Russen aus eigener Anschauung kennen und konnte die nationalsozialistische Feindpropaganda als solche erkennen. Entscheidender noch ist, daß die kategoriale Ordnung prinzipiell bestehenbleiben konnte, wenngleich normativ „auf den Kopf gestellt“. Stalingrad, für den Autor als Überlebenden zweifellos eine einschneidende, traumatische Erfahrung, konnte den Stellenwert einer tiefen symbolischen Zäsur, einer „Entscheidungsschlacht“ behalten, es wurde nun (zweifellos unterstützt durch die symbolische Bedeutung des Namens) gar zum Ausgangspunkt „einer neuen Geschichte der Gegenwart, die in Stalingrad zu schreiben begonnen wurde.“ Dort sei „die Zivilisation der gesamten gesitteten Menschheit gerettet“ worden.<sup>61</sup>

Daß hier lediglich eine hermetische Ordnung durch eine andere ersetzt wurde, illustrieren der kaum gebremste utopische Geschichtsoptimismus und die Stalin-Verehrung, die an mehreren Stellen zum Ausdruck kommt.<sup>62</sup> Gerade in dieser Oberflächlichkeit, also der Umkehrung der normativen Urteile bei gleichzeitiger Beibehaltung tradierter Wahrnehmungslogiken und Denkrastern<sup>63</sup>, liegt der Eindruck begründet, es hier nicht mit kühl kalkulierter Propaganda zu tun zu haben, sondern mit einem authentischen Beispiel dafür, wie individuelle Erinnerung durch den Herrschaftsdiskurs strukturiert und tendenziell umgewertet werden konnte.<sup>64</sup> Der Erfolg des Deutungsmusters „Befreiung von der Vergangenheit“ dürfte sich aber vor allem der Tatsache verdanken, daß diese Formel in der Lage war,

---

61 Die Stilisierung als Ereignis von überragender Bedeutung, zuletzt in der Form eines übermenschlichen Helden- und Opfermythos, geht bereits auf die nationalsozialistische Lesart zurück. Sie wurde später in der sozialistischen Deutung als „Wendepunkt der Geschichte“ anders konnotiert fortgeschrieben. Vgl. hierzu und zur mythischen Bedeutung Stalingrads von der NS-Zeit bis in die Nachkriegszeit: Michael Kumpfmüller, *Die Schlacht von Stalingrad. Metamorphosen eines deutschen Mythos*, München 1995.

62 So werden zwei Stalin-Zitate, die die Wendung „Es ist kein Zweifel“ enthalten, miteinander in Zusammenhang gebracht und als unumstößliche Verkündigungen von geradezu naturgesetzmäßiger Gültigkeit gewertet.

63 Zu nennen wären hier etwa dichotomische Freund-Feind-Vorstellungen, die Erlösung durch eine „wahre“ Ideologie und den Beginn einer „neuen Zeit“ sowie die Übertragung des „Führer-Mythos“ auf Stalin.

64 Nicht zufällig dürfte allerdings die Auswahl des Veteranen Dr. Pallas als Gastkommentator des Ereignisses gewesen sein. Das Manuskript der Sendung weist zudem erhebliche redaktionelle Eingriffe auf.

die Bedürfnisse der Bevölkerungsmehrheit, die bis zuletzt die nationalsozialistische Herrschaft mitgetragen hatte, mit der sozialistischen Theorie zu versöhnen, in der die notwendige „Befreiung von falschem Bewußtsein“ in der post-kapitalistischen Phase einen festen Platz hatte. Zugleich wurde eine Brücke geschlagen zum mächtigen Mythengebäude des revolutionären Aufbruchs, des Neuanfangs, Aufbaus und Fortschritts.

Obwohl das Angebot einer Befreiung von der eigenen Vergangenheit bei gleichzeitiger Übernahme eines fertigen, strukturell ähnlichen Deutungssystems in einer von Resignation und dem Zusammenbruch einer Ordnung geprägten Zeit durchaus auch in größeren Kreisen nicht ohne Wirkung geblieben sein dürfte, stieß es doch zugleich auf erhebliche Widerstände.

Das gilt vielleicht weniger für die Konstruktion jener Deutungslinie, die vom Kriegsende (oder Stalingrad als Symbol der Kriegswende) bis zur Gründung der DDR reichte, als mehr für die nun im Zusammenhang mit der „Befreiung“ immer wieder betonte Freundschaft mit der Sowjetunion. 1950 verkündete die Nachrichtenagentur TASS rechtzeitig zum fünften Jahrestag des Kriegsendes, daß nun alle deutschen Kriegsgefangenen freigelassen seien. Kommentator Schnitzler sah darin einen Beweis für die wahre Freundschaft der Sowjetunion und deren Rolle als Befreier der Deutschen.<sup>65</sup> Er verband dies mit heftigen Angriffen auf den Westen, der die Kriegsgefangenenfrage mittels übertriebener Zahlen zur Propaganda gegen die Sowjetunion genutzt habe und damit bei den Hinterbliebenen falsche Hoffnungen auf noch lebende Angehörige genährt habe. Indirekt wies diese Argumentation auf die Schwierigkeiten hin, die für die DDR-Regierung aus dem sowjetischen Umgang mit den deutschen Kriegsgefangenen resultierten. Bereits in den vorausgehenden Jahren war es schwierig gewesen, die offizielle Rolle als Freund, Befreier und Helfer einer Öffentlichkeit zu vermitteln, die um die schlechte Behandlung der Gefangenen und ihre zögerliche Freilassung durch die Heimkehrer selbst (und vielleicht auch aus den West-Medien) wußte.<sup>66</sup> Jedenfalls zeugen zahlreiche Hörerbriefe davon, daß die Freundschafts- und Befreiungspropaganda nicht nur gegen das überkommene nationalsozialistische Bild vom „bolschewistischen Untermenschen“ anzukämpfen hatte, sondern vor allem auch an der Realität einer Besatzungspolitik gemessen wurde, die diesem Klischee kaum standhielt.<sup>67</sup>

Ungeachtet solcher Probleme schritt die Kodifizierung der offiziellen Erinnerung weiter fort. Speziell der Hinweis auf die Verbundenheit mit der Sowjetunion wurde zum festen Bestandteil jedes Radiobeitrags zum Kriegsende. Offenbar bedurfte die DDR als von der Sowjetunion abhängiger Staat einer besonderen Legitimation, zumal vorher mit dem „eigenen Weg zum Sozialismus“ eine nationale Lösung angekündigt worden war und die nationalen Kampagnen der SED noch anhielten.<sup>68</sup> Spiegelbildlich gehörten nun Ausfälle gegen

---

65 DRA Berlin, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204–02–01/0040 (Sendemanuskript „Kommentar des Tages v. 5.5.1950 „Kriegsgefangene und Befreiungstag“), Autor: Karl Eduard von Schnitzler.

66 Das sollte sich auch in den Jahren bis 1956 kaum ändern, denn die TASS-Erklärung unterschied fein zwischen Kriegsgefangenen und Kriegsverbrechern, zudem waren noch sehr viel mehr Deutsche in der Sowjetunion, als offiziell eingestanden. Schließlich verfiel sich die SED in dieser Frage hoffnungslos in den Fallstricken ihrer eigenen, durch schnelle Kurswechsel bedingten, widersprüchlichen Propagandastrategien. Vgl. Beate Ihme-Tuchel, Die SED und die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion zwischen 1949 und 1955, in: Deutschland Archiv (DA) 27 (1994) 5, S. 490–503.

67 Vgl. Jörg-Uwe Fischer, „Die Heimat ruft“. Die Heimkehr deutscher Kriegsgefangener aus der Sowjetunion im Programm des Berliner Rundfunks (1945–1950), in: Rundfunk und Geschichte (RuG) 23 (1997) 2/3, S. 127–133, bes. S. 129ff.

68 Vgl. Meuschel, Legitimation, S. 101ff.

„die amerikanischen Kriegstreiber“ fest dazu., die „die faschistischen Kriegsverbrecher zu ihren Gendarmen in Europa“ machen wollte.<sup>69</sup> Konsequenterweise ging diese Rhetorik bis zu Aufrufen zum „Befreiungskampf“ in der Bundesrepublik.<sup>70</sup> Der Aufbau des anti-westlichen Feindbildes implizierte, daß die Befreiung Buchenwalds durch die amerikanische Armee aus der offiziellen Erinnerung ausgeblendet werden mußte. Acht Jahre nach dem Ereignis und nur wenige Wochen nach Stalins Tod hieß es im Rundfunk:

„Es waren die heldenhaften Kämpfer der ruhmreichen Sowjetarmee, die damals nicht nur die Tore der faschistischen Konzentrationslager aufstießen, sondern allen Menschen die Befreiung von Knechtschaft, Terror und Unterdrückung brachten. Ihnen – den vom unvergeßlichen großen Stalin erzogenen und unfehlbar geleiteten Kämpfern des Sowjetvolkes – danken wir die Befreiung der vom Faschismus geschundenen und gemarterten Opfer und die Befreiung unseres ganzen Volkes von faschistischer Knechtschaft.“<sup>71</sup>

Der zitierte Kommentar ist noch in einer anderen Hinsicht bemerkenswert: Er stammt von Fritz Beyling, der bis zu der offiziell als „Selbstauflösung“ apostrophierten Liquidierung der „Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes“ (VVN) nur wenige Wochen zuvor als deren Generalsekretär amtiert hatte. Die Ausschaltung der VVN durch die (Moskauer) Exil-Kommunisten um Ulbricht (der eine längere Phase der Kujonierung vorangegangen war) diente im wesentlichen der Suspendierung eines konkurrierenden, historisch-moralisch legitimierten Machtanspruchs, hing aber auch mit der Ablehnung der Integrationspolitik gegenüber ehemaligen Unterstützern und Mitläufern des NS-Regimes durch die VVN zusammen.<sup>72</sup> Hier zeigt sich, daß diese Suspendierung auch diskursiv dringend geboten war. Denn in dem Maße, wie Widerstand und Verfolgung zu Bestandteilen der symbolpolitischen Verfügungsmasse des Staates und seiner aktuellen Politik wurden, mußten konkurrierende Deutungen aus dem öffentlichen Diskurs verbannt werden, und das um so mehr, wenn sie aus dem Status der Zeitzeugenschaft einen besonderen Anspruch auf Authentizität ableiteten. Jedenfalls ist es schwer vorstellbar, daß die in der VVN organisierten Verfolgten und Widerständler anstandslos ihren Anspruch auf „Selbstbefreiung“ zugunsten der nun etablierten Deutungen von Befreiung als Symbol der Verbundenheit mit der Sowjetunion oder gar Befreiung von der Vergangenheit aufgegeben hätten.

So gesehen ist Beylings Kommentar ein Dokument der Unterordnung unter den Herrschaftsdiskurs. Nur zu Anfang scheint in der Formulierung, die Verfolgten seien „in den langen Jahren des qualvollen Martyriums eine unlösbare Leidens- und Kampfgemeinschaft geworden“ noch einmal etwas von dem Anspruch der Gruppe durch. Doch anschließend stellte der Autor seine Autorität als Verfolgter mit großem Pathos ganz in den Dienst der nun gültigen Linie und sah den „Internationalen Befreiungstag“ als Tag „großer Dankbarkeit“ und „unlösbarer Freundschaft“ „den Völkern der Sowjetunion“ gegenüber. Für die Idee einer „Selbstbefreiung“ war bezeichnenderweise kein Platz mehr. Politisch korrekt wandte er sich statt dessen gegen die „Rüstungshyänen und Kriegsgewinnler [...] mit Adenauer an der Spitze“, betonte, das „deutsche Volk und die Völker der Welt“ verlangten nach der „Beendigung der amerikanischen Aggression in Korea“ und forderte schließlich eben-

---

69 DRA Berlin, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, o. Sig., Sendemanuskript Kommentar des Tages vom 11.4.1953 („Internationaler Befreiungstag“), Autor: Fritz Beyling.

70 Vgl. Meuschel, *Legitimation*, S. 68.

71 DRA Berlin, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, o. Sig., Sendemanuskript Kommentar des Tages vom 11.4.1953 („Internationaler Befreiungstag“), Autor: Fritz Beyling.

72 Danyel, *Umgang*, S. 44f.; Schütrumpf, *Besprechungen*, S. 149f.

falls im Namen des „deutsche[n] Volk[es]“ und der „patriotische[n] Bewegung in allen Teilen unseres Vaterlandes“ zum Kampf „gegen die Verwirklichung der Kriegspakte von Bonn und Paris“ sowie zur „friedlichen Wiedervereinigung Deutschlands“ auf.<sup>73</sup> Kaum war der Befreiungsmythos endgültig fester Bestandteil des Herrschaftsdiskurses geworden, war er bereits den Strapazen einer tagespolitischen Instrumentalisierung ausgesetzt.

## Systemkonkurrenz statt „Befreiung“: Entkonkretisierung als diskursiver Kompromiß

Am 8. Mai 1953 war hinter den Kulissen der hohen Politik längst deutlich, daß die forcierte Transformationspolitik des letzten Jahres nach Stalins Tod keinen Bestand mehr haben würde.<sup>74</sup> Die Öffentlichkeit sollte davon erst durch die Verkündung des „Neuen Kurses“ rund einen Monat später erfahren – mit den bekannten Folgen. So stand der Jahrestag der Befreiung noch ganz im Zeichen der Legitimation der alten Politik, und der Kommentator des Tages machte passenderweise die feierliche Benennung des Eisenhüttenkombinats und der dazugehörigen Stadt nach Stalin am Vortag zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen: Als er abends „aus der festlichen Helle der Abendveranstaltung“ auf die Straße getreten sei, so der Autor, habe er sich noch einmal den Nachmittag „in der ersten sozialistischen Stadt“ vergegenwärtigt, wie „nach der Rede Walter Ulbrichts die Hülle fiel und die Strahlen der Sonne, eben die Wolkendecke durchbrechend, den neuen Namen „Stalinstadt“ trafen; als ich hinübersah zu den vier Hochöfen, die in das erste flackernde und dann gleichmäßiger werdende Rot eines Schlackenabstiches getaucht waren, von denen die bläulich zuckenden Gichtgasfackeln herüberleuchteten; als fröhliche Menschen, in Paaren und Gruppen untergehakt, am Vorabend des Befreiungstages an mir vorüberzogen: da gingen meine Gedanken zurück, Jahr um Jahr, bis zum 8. Mai 1945. Und es war, als hörte ich wieder Stimmen – solche, die ich längst vergessen wähnte, und andere, die frisch in der Erinnerung waren: die Stimme meiner Mutter, zu meinem Vater, meinem Bruder und mir: ‚Jetzt ist alles gut, denn ich habe euch behalten‘; die quengelige Stimme eines Spießbürgers, der nichts als Unheil prophezeite; die Stimme eines Mutlosen, der daran verzweifelte, daß Deutschland überhaupt noch eine Zukunft habe; die Stimme eines antifaschistischen Kämpfers, der sagte: ‚Jetzt an die Arbeit – wir werden ein neues Deutschland aufbauen. Und das wird endlich unser Deutschland sein.‘ Und wieder sah ich hinüber zu den Hochöfen; dorthin, wo es noch 1950 nichts als märkischen Sand und märkische Kiefern gab; wo – und so etwas gab es noch nie in Deutschland – befreite Menschen [...] den modernsten Hochofen Deutschlands bauten.“<sup>75</sup>

Die Passage vermittelt abermals einen Eindruck von der ästhetischen Inszenierung, die Politik im Radio erfahren konnte. Fast will es selbst dem heutigen, distanzierten Betrachter scheinen, als sähe er die beschworenen Bilder vor sich. Zweifellos ergibt sich dieses suggestive Potential aus der Verbindung von Natur- und Industrieromantik, aus der symbolischen Vermittlung von Geborgenheit und Zukunft. Die Utopie des Sozialismus scheint hier für

---

73 Wie Anm. 71.

74 Staritz, Geschichte, S. 108.

75 DRA Berlin, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, o. Sig., Sendemanuskript Kommentar zum „Tag der Befreiung“, 8.5.1953, Autor: Herbert Gessner.



einen kurzen Moment gegenwärtig, augenfällig symbolisiert durch die Sonne, welche die Wolkendecke durchbricht, durch glückliche Menschen, die sich in „Paaren und Gruppen“ formieren, und natürlich durch die Verheißungen einer technischen Moderne, die noch ganz ungebrochen Effektivität, Naturbeherrschung und Lösung der Menschheitsprobleme (durch das Proletariat) zu versprechen schien. Vor diesem Hintergrund wurde das Kriegsende zu einem Bild kritischer Stimmen und oppositioneller Haltungen gegenüber dem stalinistischen Sozialismus: Nacheinander werden bürgerliche und kritische Einstellungen als „Miesmacherei“ denunziert und gegen die Versprechungen von Geborgenheit und Zukunft ausgespielt. „Befreiung“ erschien hier nicht als Kategorie der Vergangenheit, sondern der Gegenwart: „Befreit“ sind jene Menschen, die am Aufbau des Sozialismus teilnehmen.

Der Eindruck, daß die Beschwörung des sozialistischen Aufbaumythos mit der sich zuspitzenden Krise im Lande zusammenhing, verfestigt sich im Verlauf der Lektüre des weiteren Textes. Würde ihn jemand fragen, „Warum eigentlich begeht Ihr den 8. Mai, den Tag, an dem Deutschland kapitulierte, als Feiertag?“ so der Autor, „würde ich ihn mitnehmen, hierher, ins Eisenhüttenkombinat J. W. Stalin, zu den Menschen, die in diesem Werk leben und arbeiten, damit er mit ihnen spricht und sie kennenlernt. Und hier würde er – er sei denn gänzlich verbohrt, unrettbar dumm oder reaktionär – erkennen, daß das Deutschland, das – was das Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik betrifft – am 8. Mai 1945 kapitulierte und zu Grunde ging, das Deutschland der Faschisten, der Konzernherren, der Großgrundbesitzer und Nazigeneräle war.“ Wenn der Frager jemand sei, der „letzten Endes das Volk und Deutschland liebt, den zu überzeugen sich lohnt – denn Feinde des Volkes versuchen wir nicht umzustimmen, die schlagen und vernichten wir – [...] wenn dieser Besucher so die Menschen sprechen hört [...] dann wird er nicht mehr länger fragen.“

Hier fand die Auseinandersetzung mit einer Gesellschaft statt, in der sich gegen den Transformationsdruck Widerstand formierte. Der Autor begegnete dem, indem er die utopische Zielvorstellung des gesellschaftlichen Umbaus konkretisierte: in Form von StalinStadt, das als Mikrokosmos der Gesamtgesellschaft bereits Wirklichkeit sei. Bezeichnend in unserem Zusammenhang ist, daß die Rolle der Opposition und Skeptiker identifiziert wurde mit den Zweifeln an der Erzählung vom 8. Mai als „Tag der Befreiung“. Die Bedeutsamkeit dieses Datums bis hin zur deutsch-sowjetischen Freundschaft wurde allein retrospektiv erzeugt, durch Betonung des Erreichten in der Gegenwart und der Verheißungen für die Zukunft. Der Befreiungsmythos löste sich im Aufbaumythos auf. Indem der Autor die Zweifel am Umbau der Gesellschaft mit Zweifeln an der Erinnerung des Kriegsendes als „Befreiung“ identifizierte, machte er indirekt deutlich, wie wenig der Gründungsmythos von der „Befreiung“ tatsächlich in das kollektive Gedächtnis eingedrungen war. Er eignete sich demzufolge auch kaum, um das System in Krisenzeiten zu stabilisieren. Instinktiv wählte der Kommentator einen wohl wesentlich mächtigeren Mythos, wenn er den Befreiungsmythos mit den Versprechen der sozialistischen Utopie gleichsetzte.

Eingedenk dieser Probleme ist es naheliegend, daß der Befreiungsmythos auch in den folgenden Jahren der Verunsicherung und der Kurswechsel weiter von seinen historischen Wurzeln abstrahierte. Scheinbar waren es nun vor allem die deutschlandpolitischen Ziele der DDR, die bedient wurden. In einem über den Rundfunk verbreiteten „Aufruf“ gab das „Komitee zur Vorbereitung des internationalen Befreiungstages“ bereits im März 1954 die Linie vor: Der diesjährige Tag stehe „im Zeichen des Kampfes gegen den deutschen Militarismus, der in Westdeutschland sein Haupt erhebt und sich anschickt, die Henker von Auschwitz und Maidanek [...], die faschistischen Mordbrenner und Zerstörer von War-

schau, Rotterdam und Minsk wieder zu bewaffnen“. Der Kampf müsse sich ferner „gegen den EVG-Vertrag, der die deutschen Kriegsverbrecher rehabilitiert, der den Generalstab der Hitlerwehrmacht wieder einsetzt“, gegen die Einführung der Wehrpflicht und die „Revanchepolitik“ der Bundesrepublik richten. Schließlich sollte der Gedanke einer (gesamtdeutschen) Volksabstimmung über die sowjetische Initiative eines „Friedensvertrages“ propagiert werden, mit dem die Sowjetunion die militärische Einbindung der Bundesrepublik in den westlichen Block zu verhindern suchte. Der Aufruf mündete in dem Satz „Niemals ein SS-Europa!“ und forderte die Hörer auf, sich für „Frieden, die nationale Unabhängigkeit, die Freiheit und die Sicherheit der Völker, für ein einheitliches, friedliebendes, unabhängiges und demokratisches Deutschland in einem Europa des Friedens und der Demokratie“ einzusetzen.<sup>76</sup>

Die Apostrophierung des westlichen Blocks als Hort des Krieges und eines „aktuellen“ Faschismus gegenüber dem östlichen Friedenslager, wie sie hier zum Ausdruck kommt, diene zweifellos dem Bemühen, die Skepsis vieler Bundesbürger gegenüber der Wiederbewaffnung auszunutzen, um eine Massenmobilisierung der Bevölkerung herbeizuführen, die die militärische Westintegration der Bundesrepublik im letzten Moment verhindern sollte. Insofern handelte es sich einfach um die propagandistische Verlängerung sowjetischer Außenpolitik. Doch schon die Konstanz, mit der dieses Muster auch in den folgenden Jahren und Jahrzehnten aufrechterhalten wurde, verweist daneben auf die innenpolitischen Funktionen: Die bedenklichen zentrifugalen Tendenzen in der Gesellschaft, besonders plastisch in der großen Zahl von Flüchtlingen, sollten durch die Verpflichtung auf ein „höheres“, scheinbar konsensuales Ziel und die Etablierung eines äußeren Feindbildes suspendiert werden. Der Befreiungsmythos verschwand dabei auf ähnliche Weise, wie zuvor im Aufbaumythos: Jetzt wurde er durch die Utopie universellen Friedens substituiert, durch „das Programm des Kampfes für die großen Ideale der Menschheit. Für Frieden, Freiheit und nationale Unabhängigkeit, für die im patriotischen Widerstand gegen faschistische Barbarei und militaristische Unterdrückung die besten Söhne und Töchter der Völker Europas ihr Blut vergossen haben.“<sup>77</sup>

Die zuletzt zitierte Passage stammte aus einem Kommentar von Hans Seigewasser, einem ehemaligen Sachsenhausen-Häftling, der nun den Vorsitz des „Komitees der antifaschistischen Widerstandskämpfer“ innehatte, das als parteinahe Organisation nach der Auflösung der VVN deren Nachfolge angetreten hatte. Dieser Kommentar zeigt, wie ein ehemals Verfolgter seinen Status mit der zunehmenden Entkonkretisierung der Vergangenheit im Herrschaftsdiskurs zu vereinbaren suchte. Einerseits bewegte sich Seigewasser ganz auf der vorgegebenen, oben skizzierten Argumentationslinie, indem er den „Internationalen Befreiungstag“ in den Kontext der aktuellen außenpolitischen Ziele stellte. Andererseits legitimierte er diese Sichtweise aus Verfolgung und Widerstandskampf und verband sie so mit seiner eigenen Identität. Unter Bezug auf eine explizit christliche Symbolik sprach er davon, daß Buchenwald „an der Stätte des Todes das flammende Bekenntnis zum Leben abgeben“ solle, daß die Vertreter der „Märtyrer-Städte Warschau und Rotterdam, Lidice, Oradour, Marzabotto und vieler anderer“ nach Buchenwald „als Pilger“ kämen, „um die geheiligte

---

76 DRA Berlin, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, I 54/90 (Sendemanuskript „Aufruf zum Internationalen Befreiungstag“, 10.3.1954), Autor: „Komitee zur Vorbereitung des Internationalen Befreiungstages“.

77 Ebd., Bestand Hörfunk, I 54/120 (Sendemanuskript „Kommentar des Tages“ 19.3.1954, „Zum internationalen Befreiungstag“), Autor: Hans Seigewasser.

Erde ihrer Heimat hier auf deutschem Boden niederzulegen“. „Erde, aus vielen Ländern Europas, rot vom Blut der Patrioten“ werde nach Deutschland gebracht, „um hier zur Einheit zu werden, die den unbeirrbaren kompromißlosen Kampf der europäischen Völker gegen die EVG und das Wiedererstehen des deutschen Militarismus und Faschismus symbolisieren soll.“<sup>78</sup> Und wenn der Autor schließlich verkündete, daß sich am „Internationalen Befreiungstag“ „Millionen deutscher Patrioten“ auf dem Boden unserer Republik [...] zur stolzen Tradition des antifaschistischen Befreiungskampfes bekennen“<sup>79</sup>, so diente das Pathos unterschwellig dem Versuch, die Kluft zwischen einer eher abstrakten Formel für die Bevölkerungsmehrheit und dem Selbstverständnis einer Minderheit zu überbrücken, deren Diskurs in der Öffentlichkeit de facto enteignet worden und im Herrschaftsdiskurs aufgegangen war.

Indes blieben „Befreiung“ und „Freundschaft zur Sowjetunion“ fest miteinander verbunden. Vor allem am 8. Mai wurde diese Formel stets bekräftigt. Beispielsweise betonte man die Hilfe sowjetischer Ingenieure beim Aufbau der Schwerindustrie, oder der Dank galt „den sowjetischen Soldaten, die uns in den vergangenen neun Jahren immer wieder bewiesen haben, daß sie von der Sowjetregierung und der Partei Lenins und Stalins erzogen wurden zur Liebe zu allen friedlichen Menschen und besonders zu den Kindern.“<sup>80</sup> Auch hier verschmolzen Befreiungs- und Aufbaumythos, wobei der Befreiungsmythos in seinem historischen Bezug noch am ehesten präsent blieb, wenn die Erzählung nun ganz auf den Gegensatz zwischen einer furchtbaren Kriegszeit und der sich anschließenden Aufwärtsentwicklung fokussierte:

„Können Sie sich noch erinnern, meine lieben Hörerinnen und Hörer, wie es damals in unserem Berlin aussah? Denken Sie noch manchmal an die U-Bahnschächte voller Leichen [...], an die zerstörten wichtigsten Versorgungsbetriebe, an das rauchende Trümmerfeld der Berliner Innenstadt? Und dann rumpelte die erste sowjetische Feldküche über den Alex. Niemand, der dabei war, wird wohl dieses erste zaghafte Lächeln auf dem schmalen Kindergesicht vergessen, als die Kelle des Kochs ‚platsch‘ machte, und der Teller in den mageren Händchen plötzlich ganz schwer wurde. Und der Koch schmunzelte zurück und sagte etwas in einer fremden Sprache, die eigentlich niemand und die doch alle verstanden.“<sup>81</sup>

In solchen angestregten Versuchen drückt sich das Dilemma der politischen Spitze aus, die einerseits von Moskau abhängig war und ihre Herrschaft nur deshalb über den 17. Juni 1953 hinweggerettet, andererseits aber auch auf die Bevölkerungsschichten angewiesen war, die der Blockbindung und der sowjetischen Politik nach wie vor skeptisch gegenüberstanden.

Nicht selten aber blieb vom Befreiungsmythos praktisch gar nichts mehr übrig. Klar dominierte nun die „Zwei-Lager-Theorie“, derzufolge „die Demokratie der Kriegshetzer gegen das Volk“ und „die Demokratie der Millionäre“ auf der einen Seite der „Demokratie der Friedfertigen gegen die Kriegstreiber“ und der „Demokratie der Werktätigen gegen die

---

78 Ebd.

79 Ebd.

80 Ebd., I 54/218 (Sendemanuskript „Kunterbunte Glückwunschsending: Wir grüßen unsere sowjetischen Freunde“, 8.5.1954), Autoren: Preuß/Machleit.

81 Ebd., DS 54/933 (Sendemanuskript „Aus Deutschlands Hauptstadt – Berliner Stadtreporter“, 8.5.1954), Autor: Weiland.



Millionäre“ auf der anderen Seite gegenüberstanden.<sup>82</sup> Der „braune[n] militaristisch[en] Kanaille“ in Bonn und der „amerikanisch-englische[n] Kriegscoalition“ müsse eine „wirklich nationale Politik, die dem eigenen Volk Friede und Freiheit sichert“ gegenübergestellt werden, solange „uraltes deutsches Kulturgebiet“ durch „amerikanische Atombatterien [...] vom Tode bedroht“ sei.<sup>83</sup> Die Systemkonkurrenz war zum zentralen Wahrnehmungsparadigma geworden, das die historischen Legitimationsansätze überformte:

„Und wenn wir nun fragen, warum gibt es keinen Tag der Befreiung in Westberlin und Westdeutschland, so deshalb, weil die wahren Schuldigen dieses furchtbaren Krieges in diesen Teilen unseres Landes nicht nur nicht vom Zorn des Volkes getroffen wurden, sondern unter Adenauer eine neue Heimstätte gefunden und ihre Macht zurückerhalten haben.“<sup>84</sup>

Mit Rücksicht auf die Beruhigung der Bevölkerung stand nach dem Juni 1953 der private Wohlstand im Mittelpunkt. Dem erreichten sozialen Standard in der DDR als einer Gesellschaft, die „für immer von kapitalistischer Ausbeutung befreit“ sei,<sup>85</sup> wurde die anhaltende Ausbeutung in der Bundesrepublik gegenübergestellt. Den Revanchisten im Westen sei an einer eigenen Art von „Befreiung“ gelegen, so ein polemischer Kommentar. Wenn es nach ihnen ginge, sollten „die unzähligen Trümmerfrauen im demokratischen Berlin von ihren neuen Wohnungen befreit werden“, die Berliner von ihren „schönen, gesunden Wohnensembles“ und den „niedrigen Gas-, Licht- und Verkehrstarifen“, die Kinder von ihren Spielplätzen und „auch unsere Studenten von ihren angemessenen Stipendien“.<sup>86</sup> Die Betonung des (materiell) Erreichten stand nun im Vordergrund, ein Bezug zum historischen Ereignishintergrund war kaum noch sichtbar. Wenn, dann stellte er sich hauptsächlich über die Gedenktage selbst und einige formelhafte Bezüge auf das Ereignis her. Die Projektionsfolie bildete statt dessen ein nicht näher bestimmter Antifaschismus, der nur vage durch Begriffe wie „Opfer“, „Kämpfer“ und „Patrioten“ charakterisiert war und an die Differenz von Kriegserfahrung und rund zehnjähriger Friedenszeit appellierte. Dieser „diffuse Antifaschismus“ hatte die Funktion, die Legitimation der DDR moralisch zu substantiieren, ohne in einen offenen Gegensatz zu den etablierten Deutungen der Vergangenheit durch die Bevölkerungsmehrheit zu treten. Er stellte insofern einen diskursiven Kompromiß zwischen Staatsspitze und Bevölkerungsmehrheit dar. Der über weite Strecken auf Stereotype und Formeln reduzierte Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit, der die offizielle Erinnerungskultur der DDR bis zu ihrem Ende prägen sollte, hat in diesem Gegensatz zwischen individuellen Erinnerungen und von herrschaftslegitimierenden Interpretationen seine Wurzel.

---

82 Ebd., DS 54/707 (Sendemanuskript „Kommentar des Deutschlandsenders“ 10.4.1954, Vorabend des „Internationalen Befreiungstags“), Autor: Janowitz.

83 Ebd., I 54/712 (Sendemanuskript „Kommentar zum Sonntag“, 11.4.1954 „Internationaler Befreiungstag“), Autor: Kurt Heiss.

84 Ebd., DS 57/358 Sendemanuskript („Betrachtung zum ‚Tag der Befreiung‘“, 8.5.1957), Autor: Georg Grasnack.

85 Ebd., DS 58/420 (Sendemanuskript „Betrachtung zum 8. Mai“, 8.5.1958), Autor: Kurt Ehrlich.

86 Wie Anm. 84.

## Differenzierungen des Diskurses

Es entstünde ein verzerrter Eindruck, wenn übergangen würde, daß dieser Diskurs keineswegs in sich geschlossen war. Die beschriebene Entkonkretisierung der Vergangenheit und die Verschiebung des Zeitbezugs von der Vergangenheit in die Gegenwart und Zukunft zeichnete nicht alle Rundfunkbeiträge gleichermaßen aus. Schon das anhaltend hohe Tempo, mit dem sich die Symbolpolitik in dieser Zeit änderte, führte nicht selten zum Nebeneinander älterer und neuerer Bedeutungszuschreibungen. Insbesondere legt das Material nahe, zwischen im engeren Sinne publizistischen Sendungen (zumeist Kommentaren) und eher künstlerischen Beiträgen wie Hörspielen, Features und Lesungen zu differenzieren. Letztere standen zum politisch überformten Leitdiskurs, wie er sich in den Kommentaren spiegelt, nicht selten in einem impliziten Spannungsverhältnis. Zum Teil war das wohl weniger eine Folge künstlerischen Aufbegehrens, sondern hing schlicht damit zusammen, daß die Autoren der schnellen Entwicklung des Leitdiskurses nicht folgen konnten. Man kann das etwa an der Sendung „Musik und Dichtung“ zum „Internationalen Befreiungstag“ 1954 ablesen.<sup>87</sup> Zwar entsprach der Sendetitel ganz der aktuellen Linie: „In uns zieht die Hoffnung mit auf Freiheit und das Morgen“. Doch die vorgetragenen Gedichte von Johannes R. Becher, Bertolt Brecht, Paul Eluard, Oskar Maria Graf und anderen stammten überwiegend aus der unmittelbaren Nachkriegszeit und betrieben zumeist die pathetische Heroisierung der Widerstandskämpfer und der Opfer des Nationalsozialismus. Den geforderten aktuellen Bezug und anti-westlichen Impetus konnten die Redakteure praktisch nur durch die Aufnahme von „Dichtungen amerikanischer Neger“, übersetzt von Stephan Hermlin, herstellen.

Hinzu kam, daß sich der Trend zur Entkonkretisierung der Vergangenheit mit den Gesetzmäßigkeiten einer dramatischen oder epischen Gestaltung kaum vereinbaren ließ. So zeichneten sich die Sendungen meist durch die ungebrochene Darstellung jener Mythen aus, die im politischen Leitdiskurs nur noch eine ergänzende Funktion hatten. Das „nach Tatsachenmaterial und Originalaufnahmen gestaltete“ Hörspiel „Und Berlin atmete auf“ von 1955 beispielsweise setzte den Befreiungsmythos und die damit verbundene deutsch-sowjetische Freundschaft als Drama in Szene, in dem sich die Brutalität des Nazi-Regimes am Ende vor allem gegen die eigene Zivilbevölkerung richtete. Tod und Verderben scheinen allein von fanatischen Nazis auszugehen, die selbst vor Greisen, stillenden Müttern und Säuglingen nicht haltmachten:

„Müttern schneidet es ins Herz, wenn ihre Kinder hungern. So stand die erste auf und ging hinaus, um irgendwo eine Tasse Milch aufzutreiben. Damit der Säugling, der schon ganz blau war vom Schreien, endlich schwieg. [...] Als sie an den Häuserwänden entlang von Flur zu Flur sprang, quoll plötzlich aus einem U-Bahn-Schacht ein letzter Haufen deutscher Soldaten [...]. Maschinengewehrgarben fegten über die Straße. So sank eine unbekannte Mutter, die ihren Säugling hatte stillen wollen, leblos zusammen. Wir fanden sie später.“<sup>88</sup>

Demgegenüber traten die Russen, namentlich der erste Berliner Stadtkommandant Bersarin, bereits im Mai 1945 als selbstlose Schutzmacht einer Zivilbevölkerung auf, die mit den Nazis nichts zu tun hatte:

---

87 Ebd., I 54/167 (Sendemanuskript „Musik und Dichtung“, 11.4.1954), Redakteur: Böhm.

88 Ebd., BR 55/675 (Sendemanuskript „Und Berlin atmete auf“), Autoren: Rolf Gumlich und Hans-Georg Ponesky.

Bersarin: Alexej Andrejewitsch – und lassen sie von unseren Leuten schnellstens einige deutsche Techniker und Ingenieure zu mir bringen, sie sollen sich langsam wieder an friedliche Arbeit gewöhnen.

Adjutant: Jawohl Genosse Bersarin, ich fürchte nur, während wir uns mit derartigen Dingen aufhalten, verschwinden die Faschisten.

Bersarin: Zuerst muß der Bevölkerung geholfen werden, mein lieber Alexej Andrejewitsch. Sie wird uns auch helfen, die Verbrecher zu finden. Also ist das die zweite Frage.<sup>89</sup>

Im folgenden wurde Bersarin als genialer Krisenmanager gezeichnet, der den apathischen Berlinern die Wahrnehmung ihrer existentiellen Interessen erst nahelegen mußte. Unterdrückt wurden selbst die schüchternen Versuche der Autoren, die Ressentiments der Deutschen gegenüber den Sowjets in ihrer Überwindung zu thematisieren. Die (unfreiwillig komische) Schlußpassage, in der ein Rotarmist deutschen Arbeitern zeigt, wie sie ihre Produktion von Aschenbechern auf Kochtöpfe umstellen können, mußte ohne die Anspielungen auf Demontagen, das Feindbild vom „Iwan“ und die Gefahr willkürlicher Erschießungen durch die Rote Armee auskommen, die sie in der ursprünglichen Fassung noch besessen hatten.<sup>90</sup>

Dort, wo versucht wurde, den Mythos in Szene zu setzen und gleichzeitig die Vorgaben der Abteilung Agitation<sup>91</sup> nicht aus den Augen zu verlieren, blieb die Überzeugungskraft nicht selten gänzlich auf der Strecke. Emphatische Anteilnahme weckende Passagen über die Hinrichtung des Bildhauers Kurt Schumacher<sup>92</sup> ließen sich nur um den Preis des dramaturgischen Bruchs mit Angriffen auf die Westalliierten und die „Macht, die angeblich kam, um den Völkern die Freiheit zu bringen“ vereinbaren, die nun „die schlotternden, sich vor Angst verkriechenden Nazihenker von damals [...] wieder ermuntert, ihr schändliches Handwerk noch einmal zu beginnen“. Immerhin wird in der gleichen Sendung noch einmal deutlich, worin die besondere Macht des Mediums liegen konnte: Wenn die Befreiung Buchenwalds mit Hilfe im Studio gesprochener Funksprüche und Telefongespräche inszeniert wurde, dann verließ das Medium der konstruierten Erzählung scheinbar die besondere Authentizität des Miterlebten.<sup>93</sup>

89 Ebd.

90 Lt. Sendemanuskript lautete eine Dialogsequenz ursprünglich: „1. Arbeiter: [...] wat macht denn der dort? / 2. Arbeiter: Wer, wo? / 1. Arbeiter: Na da hinten, son Iwan, montiert an der Maschine herum. Dem werd' ich.../ 2. Arbeiter: Bist du verrückt Mensch! Der knallt dich glatt über den Haufen!/ 1. Arbeiter: Ach quatsch-he du – na Kamerad, Iwan.../ Rotarmist: Iwan? Nix Iwan – Nicolai! Ich Maschine sehen, ich fragen: Was ihr produziert?“. Nach den im Manuskript verzeichneten Streichungen und Änderungen lautete die gleiche Sequenz: 1. Arbeiter: [...] wat macht denn der dort? / 2. Arbeiter: Wer, wo? / „1. Arbeiter: Na da hinten, n' Russe- he du – na Kamerad.../ Rotarmist: Ich Maschine sehen: Was ihr produziert?“

91 Vgl. Günter Holzweißig, Zensur ohne Zensor. Die SED-Informationsdiktatur, Bonn 1997, bes. S. 13ff.

92 „Und während die Mutter ihr kleines Geschenk im Kasten ihrer Kommode verstaute, während sie schon im Geiste die glückstrahlenden Augen ihres Kindes am Weihnachtstag sah, fiel unter dem Beil des Henkers das Haupt dieses unerschrockenen Menschen. Und es fiel auch für ihr Glück, auch für die Zukunft ihres Kindes, ja für die Zukunft der Menschheit.“. (DRA Berlin, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, DS 54/697 (Sendemanuskript „Revolutionäre Traditionen – Es gab keine Helden, außer ihnen“), Autor: Heinz Mildner.

93 Ähnlich auch im Falle des dialogisch inszenierten Hörspiels „Unternehmen Thunderstorm“, in dem die verlustreiche Niederschlagung des „Warschauer Aufstandes“ dem zynischen Kalkül der Engländer zugeschrieben wurde. Vgl. II 54/487 (Sendemanuskript „Literatur der Zeit“, 13.12.1954), Autor: Wolfgang Schreyer, Funkbearbeitung Hort W. Lukas.

Daß es allerdings im Einzelfall sehr wohl gelingen konnte, literarische Gestaltungsprinzipien und Leitdiskurs zu versöhnen, zeigt ein Versuch, die deutsch-sowjetische Freundschaft als vorsichtige Kontaktaufnahme zwischen jugendlichen Flakhelfern und sowjetischen Kriegsgefangenen Ende 1944 darzustellen.<sup>94</sup> Hier war die anti-sowjetische Einstellung der deutschen Mehrheit insofern präsent, als es der „Unverdorbenheit“ und Offenheit der Jugend bedurfte, um das Feind-Klischee zu überwinden. Auch erschienen die Russen nicht als altruistische Übermenschen, sondern wandelten sich in der Perspektive der Jugendlichen lediglich von unpersönlichen Unmenschen zu lebendigen Menschen. Bezeichnenderweise kamen – jedenfalls in den gelesenen Ausschnitten – Russen nur als Kriegsgefangene, also als Opfer, vor. Weder Kampfhandlungen noch die Besetzung Deutschlands spielten eine Rolle. Die Lesung paßte sich damit insofern dem Trend des Leitdiskurses an, als sie keinen Versuch mehr machte, die kollektive Erinnerung völlig umzustürzen. Statt dessen vollzieht die Erzählung im historischen Gewand die Nachkriegserfahrung nach, nämlich den sukzessiven Verfall des nationalsozialistischen Feindbildes nach einer Phase anfänglich großen Mißtrauens. Die Geschichte ist in der Gegenwart „angekommen“, ein halbwegs normales Verhältnis zur russischen Besatzungsmacht ist Realität geworden. Dieser Adaption an den etablierten Diskurs ist es zu verdanken, daß hier die Chancen zustimmender Rezeption erheblich besser gewesen sein dürften als im Falle der zuvor zitierten Sendung.

## Resümee: „Befreiung“ als Erfahrung diskursiver Gebundenheit

Der Diskurs über „Befreiung“ im Hörfunk war bis Ende der fünfziger Jahre permanenten und rasanten Transformationsprozessen ausgesetzt. Die Beschreibung als anfangs „offene“ Entwicklung, die dann zunehmend kanalisiert wurde, wird diesen Prozessen nur teilweise gerecht. Vielmehr spiegelten sich in ihnen die Konflikte und Entwicklungen einer Gesellschaft in prekärer Lage, in der die legitimatorische Absicherung von Herrschaft nie wirklich abgeschlossen schien. An den Bedeutungsaufloadungen der Zäsur von 1945 läßt sich das exemplarisch nachvollziehen:

Die anfänglich dominierende Emblematisierung als „Sieg“ war zwar nicht nur vom Standpunkt der russischen Besatzungsmacht einleuchtend, bot aber auf Dauer keine Perspektive, da sie wenig Raum für Einverständnis und Zustimmung ließ. Die Vorstellung einer „Befreiung“ oder gar „Selbstbefreiung“ war vor allen Dingen aus der Sicht der ehemals Verfolgten und in Deutschland verbliebenen Widerstandskämpfer plausibel. Sie war somit Bestandteil eines Minderheitendiskurses und damit von Anfang an konfliktträchtig. Denn einerseits gründete sich darauf der Herrschaftsanspruch einer nationalen Elite, die die russische Dominanz nicht bedingungslos anerkannte. Aus russischer Sicht schien sie nicht nur die Gefahr eines nationalen Alleinganges zu bergen, sondern stand auch dem Konzept der „antifaschistisch-demokratischen Ordnung“ entgegen, das helfen sollte, die gesellschaftliche Integration zu sichern, den kommunistischen Herrschaftsanspruch zu verdecken und deutschlandpolitische Optionen gegenüber den Westalliierten offenzuhalten. In der frühen Zeit reichte die politische Herrschaft über den Diskurs noch nicht aus, den Minderheitendis-

---

94 Ebd., BR 58/471 (Sendemanuskript Sondersendung „Gefangene“ – Lesung von Ausschnitten einer Erzählung von Günter und Johanna Braun), 8.5.1958.

kurs vollständig zu kanalisieren, aber sie war schon stark genug, um die kommunistischen Verfolgten zumindest oberflächlich auf eine scheinbar überparteiliche Linie festzulegen.

Mit der Gründung der DDR und der Beförderung des Befreiungsmythos zum Gründungsmythos des Staates ging ein fundamentaler Bedeutungswandel einher. Nun war es vor allen Dingen die Existenz eines Staates nach sowjetischem Vorbild unter russischer Hegemonie, die es mit dem Symbol des 8. Mai zu rechtfertigen galt. Plausibel war das allenfalls aus der Sicht der Moskauer Emigranten: Für ihre Herrschaft hatte die Rote Armee tatsächlich die Grundlagen geschaffen, das Territorium der DDR vom Faschismus befreit. Von nun an wurde mit großem Aufwand versucht, diese Deutung der Bevölkerung näherzubringen, teilweise selbst um den Preis, das kollektive Gedächtnis diametral umzukehren. Erfolgsversprechender war freilich die weitgehende Abstraktion von jedem konkreten historischen Geschehen. Nur so ließ sich der offene Konflikt mit individuellen Erinnerungen vermeiden, nur so ließ sich die heikle Frage gesellschaftlicher Verantwortung ausklammern. Das „Verschwinden der Geschichte in der Gegenwart“ – vielleicht am deutlichsten zu fassen in der Vorstellung von „Befreiung“ als „Befreiung von der Vergangenheit“ – ist charakteristisch für die fünfziger Jahre und läßt sich als diskursiver Kompromiß deuten, der erforderlich war, um den Mythos als Staatssymbol mehrheitsfähig zu machen. Der Preis für einen solchen Kompromiß war hoch: Mit der Überführung in die Gegenwart wurde der Befreiungsmythos von anderen mächtigen Mythen absorbiert und auf eine Formel reduziert, deren symbolpolitische Ausstrahlungskraft eher gering war.

Worin lag ursprünglich die Attraktivität des Befreiungsmythos, und warum beharrten die Herrschenden auch nach dem Scheitern des Gründungsmythos bis zum Ende der DDR auf den rituellen Staatsfeiern am 8. Mai?<sup>95</sup> Letzteres dürfte nicht zuletzt mit der „normativen Kraft des Faktischen“ zusammengehangen haben – Staatsfeiertage lassen sich nicht leicht abschaffen. Zudem scheint die Formel von der „Befreiung“ mit dem Übergang ins kulturelle Gedächtnis an Attraktivität gewonnen zu haben, wie die Entwicklung in der Bundesrepublik zeigt.<sup>96</sup> Die Antwort auf die erste Frage ist schwieriger. Offenbar fehlte ein geeigneterer Gründungsmythos, was besonders deshalb ein Problem war, weil die DDR erkennbar nicht das Ergebnis einer Revolution des Proletariats war. Ein weiter zurückliegender Bezugspunkt als das Kriegsende kam aber für die DDR kaum in Frage.<sup>97</sup> Der Mangel an Souveränität sollte symbolpolitisch kompensiert werden, ein Verzicht auf einen expliziten Gründungsmythos (wie im Falle der Bundesrepublik) war wohl ebensowenig denkbar wie ein offener nationaler Bezug, der Zweifel an der Bündnistreue zugelassen hätte. Die Konnotationen des Befreiungsbegriffs schienen vielversprechend, auch im Hinblick auf eine gesellschaftlich integrative Wirkung. Die „Befreiung“ verband sich mit dem „Anfang“, sie war Initialzündung des „Aufbaus“, eine unstrittige Zäsur im Fluß der Geschichte, ein Kristallisationspunkt, an dem scheinbar eine dunkle, schlechte Vergangenheit beendet wurde und die

---

95 Vgl. Matthias Mederacke/Wilfried Scharf, Der „Tag der Befreiung“ in der DDR 1985. Die Berichterstattung des „Neuen Deutschlands“, in: Deutsche Studien 24 (1986), H. 93, S. 88–94.

96 So gaben in einer Befragung aus dem Jahre 1985 58 % vor 1933 Geborener an, den 8. Mai als den Tag der Befreiung erlebt zu haben, 1995 lag dieser Anteil bereits bei 67%. Vgl. Noelle-Neumann, Jahrbuch, S. 525.

97 In späteren Jahren hatte die SED-Spitze weniger Hemmungen, sich auch auf weiter zurückliegende Zeiten zu berufen: Symptomatisch ist, daß die (unvollendete) offizielle Dokumentation der Parteigeschichte im Jahre 1848 ansetzte; vgl. Dokumente zur Geschichte der SED, Bd. 1, Berlin (Ost) 1983.



neue, gute Zukunft begann.<sup>98</sup> Schließlich war sie fester Bestandteil des „enteigneten“ Widerstandsdiskurses und last but not least mag der Mythos den Moskauer Kommunisten plausibel erschienen sein: Nicht nur, daß Deutschland ihnen „befreit“ vorkam, die „Befreiung“ war in ihren Augen möglicherweise eine Art Stellvertreter-Revolution durch die Avantgarde des Sozialismus, der Ausgang und die Folgen des Zweiten Weltkriegs erschienen als sinnfälliges Symbol für die Überlegenheit des Kommunismus und die Richtigkeit des gesetzmäßigen Geschichtsoptimismus. Eine anders strukturierte Erinnerung lag vermutlich außerhalb ihrer Vorstellungskraft.

Legt man sich abschließend die Frage vor, welche Erfolge eine so geartete mediale Symbolpolitik zeitigen konnte, so sind Aktiva und Passiva zu verzeichnen. Zu den Aktiva gehört zweifellos das Angebot einfach strukturierter Deutungsmuster, deren ästhetische Inszenierung und symbolische Emblematisierung ein hohes Maß an Kontinuität mit älteren Formen, auch während der NS-Zeit, aufwiesen.<sup>99</sup> Die Bedeutung dieses Angebots, spätestens seit Ende der vierziger Jahre mit dem Ausschluß konkurrierender Deutungen durch strikte Kontrolle des Medienzugangs verbunden,<sup>100</sup> war unter den Bedingungen der „Zusammenbruchsgesellschaft“ (Kießmann) von nicht geringer Bedeutung; der Bedarf an Orientierung, Sinnstiftung und an Rekonstruktion von Identitäten, angesichts allgemeiner Kontingenzerfahrung kann vermutlich kaum hoch genug veranschlagt werden.<sup>101</sup>

Zugleich scheint eben in diesen Angeboten die größte Schwäche der Symbolpolitik gelegen zu haben: Der mediale Geschichtsdiskurs zeichnete sich besonders in den Jahren zwischen der Staatsgründung und dem „Lernschock“ des 17. Juni durch ein hohes Maß an Künstlichkeit aus, durch den Glauben an die strategische Implementierbarkeit, ja Revolutionierbarkeit von Mythen und Symbolen, zum Teil ganz explizit gegen die im kollektiven Gedächtnis verankerten Erzählungen. Insofern handelt es sich auch hier um die Geschichte eines Utopieverlustes,<sup>102</sup> um die Erfahrung von Widerständigkeit und Eigensinn, die der autoritativen Praxis begegneten. Diese diskursiven „Grenzen der Diktatur“ (Bessel/Jessen) spiegeln sich besonders in den schnellen Wechseln und Ungleichzeitigkeiten von Bedeutungszuschreibungen des Mythos. Sie sind teilweise Ausdruck systemimmanenter Steuerungsprobleme, teilweise verweisen sie auf die dialogische Struktur von Herrschaft – der Akzeptanz des Mythos waren sie gewiß abträglich. Obwohl es durchaus Hinweise darauf gibt, daß bestimmte Deutungsangebote von einzelnen aufgegriffen wurden, ist im Hinblick

---

98 Vgl. Herfried Münkler, Politische Mythen der DDR, in: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (Hg.), Jahrbuch 1996, Berlin 1997, S. 123–156, hier: S. 127f.

99 Vgl. Sabine Behrenbeck, Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945, Greifswald 1996.

100 Allerdings ist zu bedenken, daß das anvisierte Ziel einer geschlossenen Öffentlichkeit nie erreicht wurde. Seit 1946 standen die Angebote des Ost-Rundfunks stets in Konkurrenz zu westlichen Sendern. Vgl. Axel Schildt, Zwei Staaten – eine Hörfunk- und Fernsehnation. Überlegungen zur Bedeutung der elektronischen Massenmedien in der Geschichte der Kommunikation zwischen der Bundesrepublik und der DDR, in: Arnd Bauerkämper/Martin Sabrow/Bernd Stöver (Hg.), Doppelte Zeitgeschichte. Deutsch-deutsche Beziehungen 1945–1990. Bonn 1998, S. 58–71.

101 Dem entsprach allerdings auch eine allgemeine Abwendung von „der Politik“. Vgl. v. Plato/Leh, Frühling, S. 127.

102 Vgl. den Beitrag von Martin Sabrow „Über die Geschichte des Hochschullehrbuches dt. Geschichte als Utopieverlust“ in diesem Band.

auf breitere Bevölkerungsschichten Skepsis angebracht.<sup>103</sup> Insbesondere konnte es nicht von Erfolg gekrönt sein, eine Basiserzählung zu etablieren, in der die lebensweltlichen Erfahrungen der Zeitzeugen keinen Platz hatten, die diesen Erfahrungen in Teilen sogar diametral widersprach.<sup>104</sup> Die Abstraktion von konkretem historischen Geschehen in der späteren Zeit diente der Entschärfung dieses Gegensatzes.

In der eingangs zitierten Umfrage aus dem Jahre 1995 wurden unter anderem Personen, die den 8. Mai 1945 bewußt erlebt haben, nach ihrer damaligen Wahrnehmung befragt. Während nur gut ein Sechstel der Westdeutschen angaben, den Tag als „Niederlage“ erlebt zu haben, lag dieser Anteil bei den Ostdeutschen fast doppelt so hoch. Für die alternative Antwortmöglichkeit, ein „Gefühl der Befreiung“ empfunden zu haben, entschieden sich im Osten nur etwas mehr als die Hälfte der Befragten, im Westen rund zwei Drittel.<sup>105</sup> Und im September 1994 gab eine deutliche Mehrheit der Ostdeutschen an, die sowjetischen Truppen zu DDR-Zeiten „eher als Besatzungsmacht“ denn als Freunde und Verbündete wahrgenommen zu haben.<sup>106</sup> Eine eigene historische Sinnwelt mag sich im Falle des Stalingrad-Veteranen eingestellt haben, aber sie entstand wohl eher aus tieferen individuellen Bedürfnissen als infolge einer besonders geglückten Symbolpolitik. Letztlich reichte die Anpassungsfähigkeit der Herrschenden offenbar nicht aus: Um in diesem Bereich Erfolg zu haben, müssen vorhandene Diskursmuster sensibel aufgenommen werden. Radikale Umdeutungen sprachlich manifester Bedeutungen lassen sich nicht einfach dekretieren.

Genen einen durchgreifenden symbolpolitischen Erfolg spricht schließlich auch die mediale Inszenierung. Obwohl die ästhetischen Qualitäten im einzelnen gewiß sehr unterschiedlich zu beurteilen sind, scheint das suggestive Potential des Mediums insgesamt kaum ausgeschöpft. Es liegt jenseits des Duktus didaktischer Aufklärung, der einen erheblichen Teil des überlieferten Materials durchtränkt und entfaltet seine Kraft eher dort, wo es eine eigene Realität konstituiert, wo es dem Hörer das Gefühl gibt, eine historische Situation mitzuerleben, sei es auf Basis von überliefertem Material oder durch nachträgliche Inszenierung. Gerade die Sendeformen, in denen dieses Potential am besten zum Tragen kam, nämlich Features, Hörspiele und literarische Sendungen, taten sich mit den Formelkompromissen des Herrschaftsdiskurses am schwersten. Die Forderung, ihnen zu folgen, bedeutete nur allzuoft, eben dieses suggestive Potential zu verschenken.

---

103 Ein Indiz für diese Skepsis liefert etwa die Hörerzuschrift einer besorgten Mutter, die 1954 verzweifelt auf ein Lebenszeichen ihres nach Westdeutschland geflohenen Sohnes wartete. Die naheliegende propagandistische Auswertung gegen die Republikflucht erforderte jedoch eine Änderung: In dem Satz „Nach dem Zusammenbruch begann er seine Lehrzeit als Autoschlosser“ wurde das Wort „Zusammenbruch“ durch den neutralen Begriff „8. Mai 1945“ ersetzt. DRA Berlin, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, DS 54/1354 (Sendemanuskript „Sendung für die Jugend“, 2.7.1954), Autor: Kruska.

104 In diesem Sinne auch Kirsch, *Geschichte*, S. 68.

105 Frage an Personen, die vor 1933 geboren wurden: „Was waren eigentlich ihre Empfindungen am 8. Mai 1945 (an dem Tag, an dem sie von der Kapitulation erfahren haben)? Können Sie sich daran noch erinnern? War es mehr das Gefühl der Niederlage, oder überwog das Gefühl der Befreiung?“. Vgl. Noelle-Neumann, *Jahrbuch*, S. 525. Einen gegenteiligen Befund referiert Kirsch nach einer Umfrage des Instituts für Meinungsforschung der DDR aus dem Jahre 1965. Demnach gaben seinerzeit 91% der Befragten an, den 8. Mai 1945 als „Tag der Befreiung“ erlebt zu haben, nur 6% sahen in dem Datum einen „Tag der Niederlage“. Schon angesichts der Proportionen scheinen Zweifel angebracht. Vgl. Kirsch, *Geschichte*, S. 68.

106 Ebd., S. 546.

Ist also die Symbolpolitik der DDR bereits in den fünfziger Jahren gescheitert? Fast will es so scheinen, aber das wäre ein zu weitreichender Schluß. Zwar betrieb die DDR im Vergleich zur Bundesrepublik jenseits ihrer revolutionären Rhetorik die traditionellere Symbolpolitik, aber das ist nicht von vornherein als Nachteil zu werten. Vielmehr erwies sich wohl speziell der Befreiungsmythos von Anfang an als problematisch. Das Ereignis war Teil des kommunikativen Gedächtnisses, also der individuellen Erinnerung der meisten Zeitgenossen noch zugänglich.<sup>107</sup> Behandelt wurde es jedoch wie die antifaschistische Leiterzählung insgesamt, wie ein Teil des kulturellen Gedächtnisses, ganz so, als gäbe es bei der Bevölkerung keine vorstrukturierte Erinnerung und Besetzung mit Symbolen.<sup>108</sup> Die revolutionäre Emblementierung stieß daher auf Widerstand und wurde zum Formelkompromiß ausgedünnt. Von einem „professionellen Loyalitätsmanagement“ kann in der Anfangsphase der DDR keine Rede sein.

Wenn man gleichwohl nicht davon sprechen kann, daß die Symbolpolitik der DDR erfolglos war, so deswegen, weil sie sich nicht auf den Gründungsmythos von der „Befreiung“ reduzieren läßt, sondern ihr jedenfalls zu Anfang in Gestalt des Aufbaumythos, des antifaschistischen Widerstandes und der Utopie des Sozialismus andere, mächtigere Legitimationsressourcen zur Verfügung standen, die erheblich weniger in Konflikt mit vorstrukturierten Erinnerungen geraten konnten.

---

107 Zur Unterscheidung von kommunikativem und kulturellem Gedächtnis vgl. Aleida Assmann, *Kultur als Lebenswelt und Monument*, Frankfurt a. M. 1991, bes. S. 11ff.

108 Vgl. Münkler, *Das kollektive Gedächtnis*, S. 460.